Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 26 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 26. Juni 1908

An unsere Leser.

Mit dem ersten Juli tritt der „Morgen" in sein zweites Jahr. Seine Entwicklung war eine stetig ansteigende und soll es bleiben. Die Auswahl aus der fast unermeßlichen, sicher dem Einzelnen unübersehbaren Flut dessen, was der Tag erschafft und stürzt, soll noch strenger werden als bisher. Und, wenn irgend möglich, werden wir neue, engere Verbindungen noch mit der Wissenschaft zu knüpfen versuchen. Auch das, was zur Stunde, ihren Schmerzen, ihren Sorgen gehört, soll künftighin mehr Raum auf diesen Blättern finden. Daß die Litteratur mit dem Besten, was uns zugänglich gemacht werden konnte, im nächsten Quartal erscheinen wird: bedarfs ausdrücklicher Versicherung? Und noch Etwas: ins Parteiwasser wird der „Morgen" auch fernerhin nicht steuern. Der Strom des Lebens ist so breit, seiner Wellen Spiel so farbenfroh und lendenlabend, daß wir die in dumpfer Stagnation abseits liegenden Tümpel überzeugungstreuer, doch myopischer Gesinnungstüchtigkeit auch fernerhin unberücksichtigt zu lassen fest entschlossen sind.

Die Entscheidung in der Preisnovelle hat sich, sehr wider unsre Absicht, verzögert, wird in diesen Wochen endlich aber erfolgen können. Die Fülle eingelaufener Arbeiten hat auch dem zähesten Willen zur Einhaltung des Ostertermins mit Erfolg getrotzt.

Wer mit uns weiter wandern will, soll uns willkommen sein.

Der Verlag. Die Schriftleitung.

Politisches von der Bagdadbahn.

Von Dr. M. Wiedemann.

In meinen an dieser Stelle veröffentlichten Ausführungen über die Zukunft der Bagdadbahn*) behandelte ich zunächst vorwiegend die wirtschaftliche Seite der Frage; heute erübrigt es sich noch, die politischen Folgen kurz zu betrachten, die sich an eine Heranziehung des englischen Kapitals zum Bau der Bagdadbahn im Rahmen meiner Vorschläge knüpfen könnten. Auch möchte ich mein im ersten Artikel über den Hafen von Mersina ausgesprochenes Urteil noch ergänzen, um darzutun, daß für unsere Kulturarbeit in Mesopotamien Mersina in erster Linie als Küstenstützpunkt in Betracht kommt.

In politischer Hinsicht wird die Ausführung des von mir im ersten Artikel erläuterten und auch von anderer Seite schon empfohlenen Planes allerdings gewisse Unzuträglichkeiten im Gefolge haben, die teils die Stellung Deutschlands im Zweistromlande, teils die Machtstellung der Türkei selbst berühren werden; nur sind sie nicht von so großem Belang, daß ihretwegen auf die gesonderte Behandlung der Strecke Baßra—Bagdad verzichtet werden müßte.

Wie groß das Ansehen Deutschlands in Nord-Syrien und -Mesopotamien bei Armeniern und Türken, bei Kurden und Arabern, wie sehr alle Bevölkerungsschichten dort Deutschland als die treibende Kraft beim Ausbau der Bagdadbahn betrachten, konnte ich während meiner im vorigen Artikel erwähnten Reise vor fünf Jahren deutlich erkennen.

Schon in Mersina, als wir während einer Wanderung durch das Städtchen uns mit einem Einwohner in ein Gespräch einließen, war die erste Frage, die an uns gestellt wurde: „Wann wird Deutschland die Bagdadbahn ausbauen?“ Bei den Unterhaltungen, die wir jenseits Aleppo während unseres langen Rittes bis Mossul mit

*) Jener Artikel („Was wird aus der Bagdadbahn?“) ist, gleich dem vorliegenden, wie einmal schon bemerkt, im Januar d. J. niedergeschrieben worden. Die Vorgänge der letzten Wochen auf dem politischen Schachbrette Europas — die Zusammenkunft König Eduards mit dem Kaiser von Rußland und anderes mehr — haben mich in meiner Ansicht bestärkt, daß England mit seiner Einkreisungspolitik Deutschland gegenüber ein ganz bestimmtes Ziel verfolgt. Und zwar möchte ich, gleich Dr. Paul Rohrbach, als treibendes Element in dieser Politik die Absicht Englands erkennen, zu gelegener Zeit, d. h. wenn die Front gegen Deutschland geschlossen ist, mit gewissen Forderungen bezüglich des südlichen Teils der Bagdadbahn an die Türkei heranzutreten — und damit gleichzeitig auch die Pläne Deutschlands zu stören; denn dort in jenem „Wetterwinkel am Persischen Golf“, wie ich jene Gebiete vor zwei Jahren einmal genannt, fühlt sich England, trotz der beruhigenden Versicherungen der englischen Minister, in seiner Stellung nicht sicher, solange die Bagdadbahn, ohne daß die englische Regierung ein Wort mitzureden hätte, vom Norden her dem Persischen Golfe näherrückt. — Mein Vorschlag nun, England den südlichen Teil der Bagdadbahn zum Ausbau zu überlassen, besagt kurz gefaßt das eine, daß wir, mit Rücksicht auf die gesamte Lage unserer auswärtigen Politik, gut täten, in puncto Bagdadbahn, die nun einmal ganz erklärlicherweise, je weiter der Bahnbau fortschreitet, um so stärker als schweres Hemmnis der ägyptisch-indischen Politik Englands hervortritt, uns zu einer Verständigung aus freien Stücken entschließen, nicht aber warten, bis uns diese Verständigung von England — aufgedrängt wird. Wdn.

türkischen Beamten, mit Armeniern in Urfa, mit angesehenen Kurdenführern und mit den Scheichs nomadisierender Schamar-Araber führten, bildete die Bagdadbahn das wichtigste und interessanteste Thema.

Die Kurden und Araber sahen dem Nahen der Bahn nicht gerade mit sonderlicher Freude entgegen, denn sie ahnten, daß mit der Eröffnung der Bahn ein strammeres Regiment einziehen würde, und daß es dann mit dem fröhlichen Räuberleben ein Ende haben würde; aber sie sahen doch auch ein, wenigstens taten sie uns gegenüber so, daß der Bahnbau dem Lande Vorteile bringen würde, die auch für sie von Nutzen werden könnten.

Ohne Einschränkung freudig begrüßt wurde der Bahnbau von den Armeniern, überhaupt von allen Kaufleuten. Die türkischen Beamten äußerten sich, wie nicht anders zu erwarten, durchgängig befriedigt über das Bahnprojekt.

Alle aber — gleichviel ob Christen oder Mohammedaner — sprachen stets in Ehrfurcht von der Person des Deutschen Kaisers, vom mächtigen Freunde des Sultans. Unser schwarz-weiß-rotes Fähnlein, das wir auf unseren Zelten neben der türkischen Fahne flattern ließen, war ein guter Freipaß für uns und fand allerwärts gebührende Beachtung, gleichviel ob wir vor den altersgrauen Mauern von Weranschehir, dem Hauptquartiere des Kurdenchefs Ibrahim Pascha, rasteten oder neben dem Lager eines Araberstammes unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

Südlich von Mossul, in Bagdad und Bassra, spürt man deutlich, daß man sich in der englischen „Interessensphäre" befindet. Der englische Resident in Bagdad, für den am Ufer des Tigris ein stattlicher Palast errichtet worden ist, reitet mit seiner Schar indischer Lanzenreiter augenscheinlich mit einem gewissen Selbstbewußtsein durch die Straßen der alten Kalifenstadt. In den Straßen von Bagdad hört man neben den Landessprachen Arabisch, Türkisch, Persisch nur noch Englisch. Das Französische, das in Mossul, dank der Tätigkeit der französischen Franziskanermission, als Hilfssprache im Verkehr mit der Bevölkerung noch benutzt wird, ist in Bagdad verschwunden.

Vor Jahresfrist etwa wurde aus Bagdad gemeldet, daß am Tigris bei Bagdad eine Kaianlage mit Hebekran für Kosten der türkischen Verwaltung „auf Wunsch der englischen Regierung" hergerichtet werden sollte. — Als in der Nähe von Bagdad vor zwei Jahren Araber am rechten Ufer des Tigris ihre üblichen Räubereien veranstalteten, erschien ganz unerwartet ein englisches Flußkanonenboot, um die Uebeltäter zur Rechenschaft zu ziehen.

Das sind alles so kleine Anzeichen dafür, wie England, für die übrige Welt draußen kaum auffällig, am Tigris sich einzurichten sucht. Die „Integrität" des türkischen Reiches beabsichtigt England dort unten am Tigris gewiß nicht zu verletzen; aber es wünscht, Ordnung geschaffen zu sehen im Hinblick auf die weitausschauenden Pläne, die englische Wasserbautechniker und Kapitalisten zwecks Ausdehnung und Verbesserung der Bewässerungsanlagen am Tigris und Euphrat verfolgen. Unterzieht sich die türkische Landesregierung der Aufgabe, die räuberischen Araberstämme in ihre Grenzen zu weisen, hält sie Ordnung im Lande, dann wird England ohne Grund die Machtmittel seines Residenten in Bagdad wohl nicht verstärken. Die Gefahr für die „Integrität" des türkischen Reiches am unteren Euphrat und Tigris liegt weniger in der

Expansionslust Englands als in der Untätigkeit und Lässigkeit der türkischen Regierung, die aber zu einem guten Teile darauf zurückzuführen sind, daß der Türkei in jenen Gegenden jede Möglichkeit fehlt, mit Hilfe moderner Verkehrsmittel ihre Stellung dort zu befestigen. Die Bagdadbahn soll sie hierzu in den Stand setzen.

Darüber ist man natürlich auch in England vollkommen im klaren; im Hinblick auf die am Persischen Golf zu verteidigenden wichtigen Interessen der englischen Politik sträubt man sich daher, ohne weiteres die Hand dazu zu bieten, die Machtstellung der Türkei in den an den Persischen Golf angrenzenden Gebieten mit Hilfe von Bahnbauten zu verstärken. Andererseits lassen sich die großen und bedeutsamen Projekte der englischen Unternehmerkreise, die auf die Erschließung weiter Landstriche in Süd-Mesopotamien für die Baumwollekultur hinzielen, nur mit Hilfe der Bahn Bassra-Bagdad verwirklichen. Die Bahn muß also gebaut werden, es sei denn, daß man von englischer Seite auf die Kulturpläne verzichtet. Die Verhandlungen des früher in ägyptischen Diensten tätig gewesenen Wasserbautechnikers Sir Willcox mit dem Sultan, sowie neuere Berichte über Pläne des Sultans, in seinen Domänen die Bewässerungsanlagen — mit englischer Hilfe — zu erweitern, deuten darauf hin, daß Sir Willcox auf die Durchführung seines Projekts keineswegs verzichtet. Da er in engster Fühlung mit dem diplomatischen Vertreter Englands in Konstantinopel vorgeht, so haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die englische Regierung die von Sir Willcox in Süd-Mesopotamien geplanten Arbeiten unterstützen wird. Hierzu wird sie aber in erster Linie der Bahn benötigen, die das neu zu erschließende Kulturland mit der See in Verbindung bringen soll; sie wird also im Interesse ihrer eigenen Pläne notgedrungen an die Herstellung der Strecke Bassra—Bagdad herantreten müssen. Dieses Moment sollte die türkische Regierung bei ihren weiteren Verhandlungen nicht unberücksichtigt lassen. Auch England hat ein Interesse daran, daß der Bahnbau in Süd-Mesopotamien gefördert wird; nur wünscht es, die hierauf gerichteten Bestrebungen in Einklang mit seinen Interessen am Persischen Golf gebracht zu sehen. Das ist der springende Punkt! Wird die Südstrecke Bassra—Bagdad mit Hilfe englischen Geldes gebaut, dann wird sich die türkische Regierung wohl darauf gefaßt machen müssen, daß sich England für seine Dienste gewisse Konzessionen wirtschaftlicher oder politischer Natur wird herausholen wollen; aber Sache der türkischen Diplomatie wird es sein, hierbei nicht weiter zu gehen, als es das Interesse der Türkei zuläßt.

Und nun Deutschland! In wieweit wird seine Stellung in Mesopotamien durch die Ueberweisung der Strecke Bassra—Bagdad an englische Unternehmer beeinflußt werden können? Am Unterlaufe des Euphrat und Tigris, südlich von Bagdad, wird man wohl hier und da den Kopf schütteln über die Nachgiebigkeit der deutschen Vertreter im Bagdadbahn-Konsortium, wenn man erfährt, daß englische Kapitalisten auf der Strecke Bassra—Bagdad einrücken; aber für Deutschlands politisches Ansehen in Nord-Syrien und -Mesopotamien wird es schließlich nichts verschlagen, ob man sich auf den Bazaren in Bagdad und Bassra über die „Nachgiebigkeit" Deutschlands mißliebig äußert, denn im Norden Mesopotamiens liegen die Gebiete, in denen Deutschland am raschesten und sichersten auf Erfolge in wirtschaftlicher und handelspolitischer Hinsicht wird rechnen können. Daher sollten wir unbedenklich das Stück Einfluß, das wir durch Beteili-

gung am Ausbau der Strecke Bassra—Bagdad etwa erlangen könnten, preisgeben zu-gunsten einer festen, von England ganz unabhängigen Stellung auf der mittleren Teil-strecke der Bagdadbahn zwischen Bagdad, Mossul und Mersina.

Wollten wir den Plan einer Beteiligung am Ausbau dieser Strecke, wie in einem Artikel der „Deutschen Kolonialzeitung" empfohlen worden ist, aufgeben und uns nur auf die Herstellung der Bahnverbindung zwischen Bulgurlu und Aleppo be-schränken, um auf diese Weise die „Lücke" zwischen dem kleinasiatischen Bahnnetz und der heute schon von Aleppo bis Damaskus, dem Ausgangspunkte der großen Hedjas-bahn, reichenden Bahnlinie „auszufüllen", dann würden wir hierdurch eine Nachgiebig-keit England gegenüber bekunden, die allerdings unser politisches Ansehen auch über Mesopotamien hinaus schwer schädigen würde. Zum mindesten muß also das deutsche Kapital alles daransetzen, um sich seinen Anteil am Ausbau der mittleren Teilstrecke der Bahn bis Bagdad zu sichern.

Nur so gewinnen wir die Möglichkeit, aus dem Aufblühen der zwischen Aleppo und Mossul gelegenen Landschaften Nutzen zu ziehen, die keineswegs so wertlos sind, wie der oben erwähnte Artikel der „Deutschen Kolonialzeitung" glauben machen will, die vielmehr für die Ausdehnung des Ackerbaues (auch des Baumwollanbaues), der Rindvieh- und Pferdezucht an vielen Stellen günstige Verhältnisse aufweisen, und die für die Stärkung unseres handelspolitischen Einflusses insofern besondere Vorteile bieten, als dort in den drei wichtigsten Städten — Aleppo, Urfa und Mossul — an-gesehene Handelshäuser bestehen, deren christlich-armenische Leiter sofort bereit wären, bei der Erweiterung des deutschen Handels behilflich zu sein. Steht doch der deutsche Name in diesen Kreisen in besonders hohem Ansehen, seit deutsche Mildtätigkeit es sich zur Aufgabe gestellt, die traurigen Folgen der furchtbaren Christenmassakres, die sich in den 90er Jahren (verg. Jahrh.) im Gebiete von Urfa ereigneten, zu mildern und zu beseitigen.

Gegen den Vorschlag, am Ausbau der Teilstrecke Mersina—Killis (Aleppo)—Mossul—Bagdad festzuhalten, könnte allenfalls geltend gemacht werden, daß die Unsicherheit im Lande, die jetzt durch das Räuberunwesen der Kurden und durch die Kämpfe zwischen Kurden und Arabern immer von neuem genährt wird, ein Aufblühen jener Gebiete stets verhindert werden würde. Aber diesem Bedenken gegenüber wäre entgegenzuhalten, daß mit dem Bahnbau, wie in anderen ähnlich gearteten Fällen, bessere, ruhigere Zustände eintreten werden, die ganz naturgemäß auf Landwirtschaft, Handel und Gewerbe fördernd werden einwirken müssen. —

Sprechen somit wirtschaftliche und politische Momente dafür, daß es im Interesse unseres am Bagdadbahnbau beteiligten Kapitals ratsam wäre, wenn wir uns auf Grund des hier näher besprochenen Planes mit England verständigten, so kommt noch ein weiterer Umstand hinzu, der für eine tatkräftige Beteiligung Deutschlands an den Er-schließungsarbeiten in den Ländern nördlich von Bagdad, selbst auf Kosten einer geringen Einbuße an Einfluß in Süd-Mesopotamien, anzuführen wäre.

Seit Jahren schon verkehren die Dampfer der deutschen Levantelinie (Hamburg) in den Häfen von Syrien und Klein-Asien; uns stehen also deutsche Dampfer für den Waren- und Personenverkehr zur Verfügung, die jederzeit in Mersina

helfend eingreifen können, sobald auch der deutsche Handelsverkehr im Hafen von Mersina durch die Eröffnung der bis Bagdad reichenden mittleren Teilstrecke an Ausdehnung gewonnen haben wird.

Mersina eignet sich schon allein seiner geographischen Lage wegen, weil der Hafen von unseren deutschen Heimathäfen aus leicht zu erreichen ist, weit eher zum Küstenstützpunkte für unsere Kulturarbeit in Mesopotamien, als die südlichen Endpunkte der Bagdadbahn Bassra oder Koweit. — Wohl läßt die Hamburg-Amerika-Linie seit dem Sommer 1906 ihre Dampfer regelmäßig die wichtigeren Häfen am Persischen Golf anlaufen; aber „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer". Eine deutsche Dampferlinie im Persischen Golf schafft noch keinen deutschen Handel — in Persien nicht, weil dort Rußland und England, sonderlich seit dem im Herbst vergangenen Jahres abgeschlossenen Abkommen, den Markt fast vollständig beherrschen, und auch aus rein geographischen Gründen in Zukunft weiter beherrschen werden; — und in Mesopotamien nicht, weil dem deutschen Handel dort noch die nötigen Stützpunkte und Verbindungen fehlen.

Nach Eröffnung der Südstrecke Bassra—Bagdad wird zwar auch der deutsche Handel in jenen Gegenden sich ausdehnen, ob aber je in dem Maße, daß sich die Aufrechterhaltung eines regelmäßigen Verkehrs deutscher Dampfer im Persischen Golf lohnen würde, erscheint zweifelhaft. In Persien — ich erinnere an den Durchgangsverkehr über Bassra—Bagdad nach West-Persien — sind unserem Handel gewisse, durch die geographische Lage des Marktes bedingte Grenzen gezogen, die sich auch durch Bankgründungen und sonstige künstliche Hilfsmittel nicht beseitigen lassen. Die Aufnahmefähigkeit des Mesopotamischen Marktes wird sich erst im Laufe vieler Jahre nach Eröffnung der Südstrecke allmählich heben; Jahre können also vergehen, bis der deutsche Handel eine gegen heute nennenswerte Ausdehnung gewinnen und den deutschen Schiffen genügend zu tun geben wird.

Auch in Nord-Syrien und -Mesopotamien wird es Zeit — und Geld kosten, bis sich die Produktionstätigkeit des Landes so gehoben haben wird, daß auch der Handel in größerem Umfange aus den veränderten Verhältnissen wird Nutzen ziehen können. Aber dort wird der deutsche Handel leichter vorwärts kommen als in Mesopotamien; dort brauchen wir keine neue deutsche Schiffahrtslinie zu schaffen. Sie ist schon vorhanden — und wird zu geeigneter Zeit in Mersina gute Dienste leisten, sobald nur erst die mittlere Teilstrecke der Bagdadbahn, nach Durchquerung der ziliziischen Ebene, über das Amanusgebirge hinaus bis in die fruchtbaren Gebiete jenseits des Euphrat und weiter östlich bis nach Mossul vorgedrungen sein wird. —

Um einer raschen Förderung des Bagdadbahnunternehmens willen erscheint es aus den oben angeführten Gründen wünschenswert, wenn man sich in den beteiligten Kreisen zu einer Arbeitsteilung entschließen wollte — im Bahnbau, wie auch auf anderen Gebieten. Der bestehenden Bahnbaugesellschaft bleibt ein genügend großes, ein gewaltiges Arbeitsfeld, wenn sie längs der kleinasiatischen Bahnen und weiter im Osten in Nord-Mesopotamien, mit dem Fortschreiten des Bahnbaues bis nach Bagdad hin, für die Erschließung und Kultivierung des Landes sorgt. Davon getrennt kann England die Strecke Bassra—Bagdad übernehmen und dort im Süden das Kulturwerk

weiter fortsetzen, das die Bagdadbahngesellschaft unter Führung der deutschen Kapitalgruppe im Norden durchführt.

Eine reinliche Scheidung! Sie wird zur Folge haben, daß endlich die unsinnige Legende von den „politischen" Plänen Deutschlands im Zweistromlande verschwindet, und sie wird den Rattenkönig von Plänen und Vorschlägen, von diplomatischen Zügen und Gegenzügen beseitigen, der während der letzten Jahre den Bahnbau vollkommen ins Stocken gebracht hat. Ist erst die Arbeitsteilung auf der hier angedeuteten Grundlage geschaffen, dann ist auch der Weg frei zur Vollendung des gewaltigen Werkes.

Gattung und Individuum. Ein Denkfehler der Menschheit.

Von Julius Hart.

Es ist eine allbekannte und unwiderlegliche Tatsache, daß die Gattung das Individuum überlebt . . . .

Diese Behauptung, dieser Satz gehört zweifellos zu den Aussprüchen, die wir in jedem Augenblick hören können, die ganz unbeanstandet, wie etwas Selbstverständliches von Mund zu Mund weitergegeben werden. Und wir reden's nicht nur so dahin im Gespräch und im mündlichen Disput, wobei wir nicht besonders acht geben auf die Klarheit und Schärfe unserer Ausdrucksweise — sondern es steht auch so gedruckt in tausend und abertausend Büchern. Wörtlich, wortähnlich oder dem Sinne nach findet sich diese Behauptung bei unseren erleuchtetsten Geistern und reifsten Denkern — und die Philosophen wie die Wissenschaftler aus allen verschiedenen Gebieten haben sie zu allen Zeiten wie ein Unwiderlegliches und Selbstverständliches geglaubt und niedergeschrieben.

Ja, zweifellos spricht dieser Satz eine Grundidee unseres menschheitlichen Denkens aus — und er steht da als eine ehrwürdige uralte Säule unserer Weltanschauung. Der Fassung, daß die Gattung das Individuum überlebt, entspricht die andere, daß das Individuum aus der Gattung entsteht, von ihr hervorgebracht oder erzeugt wird. Ursprünglich werden Gattung und Art als das durch und durch Konstante, ganz und gar Unveränderlich-Unvergängliche gerade dem in jedem Augenblick sich verändernden, rasch vergänglichen und flüchtigen Individuum entgegengesetzt. Und wenn die neue Naturwissenschaft auch vor allem darin wurzelt, daß sie die alte Lehre von der Konstanz der Arten beseitigte, so spricht doch auch sie noch immer in einem fort den Satz aus, daß die Gattung das Individuum überlebt oder erzeugt, und sie bezweifelt nicht, daß jedenfalls die Gattung eine vergleichslos größere Konstanz und Unveränderlichkeit besitzt als das Individuum, dieses an Dauer und Beständigkeit weit übertrifft.

Für unsere Religionen, Philosophien und Wissenschaften, unsere Staats- und Gesellschaftslehre, für Moralisten wie Politiker gilt als geradezu klassische Ueberzeugung von jeher dieser Glaube, daß die Gattung etwas ungleich Höheres, Wert- und Bedeutungsvolleres ausmacht als das Individuum, und der tragende Gedanke hier besteht eben darin, daß sich das Individuum deshalb der Gattung unterwerfen und dienstbar fühlen soll. Wie wir den Satz, daß die Gattung das Individuum überlebt, anstandslos passieren lassen, so scheint uns auch die Behauptung völlig klar einleuchtend und selbstverständlich zu sein, daß das Individuum nur erst durch die Gattung existiert und allein in und durch die Gattung zu leben vermag.

„Man spricht oft, selbst in Kreisen, in denen man keine Metaphysik treibt, von Absichten der Natur, die darauf ausgehen, die Gattung auf Kosten des Individuums zu erhalten. Man beruft sich dafür auf die Tatsache, daß die Gattung das Individuum überlebt . . . .“ So lese ich zufällig gerade in einer Abhandlung des ausgezeichneten Physiologen Elias Metschnikoff vom Institut Pasteur zu Paris. Und es ist wichtig, diesen Satz, so wie er dasteht, scharf ins Auge zu fassen. In der Tat sieht eigentlich weit mehr noch als die Metaphysik unsere Naturwissenschaft, mehr als der Teleologe der Mechaniker in der Gattung ein Naturwesentliches, ein Naturprodukt, ein Natürlich-Erscheinendes, an dessen Erhaltung der Natur selber mehr gelegen ist als an der Erhaltung des Individuums . . . .

Es muß wohl etwas wie ein Schleier der Maya sein, der unsere Sinne umhüllt, wenn wir solche Behauptungen aufstellen und niederschreiben. Wir glauben, eine Tatsache auszusprechen, wir halten es für etwas unwiderleglich Wirkliches, für ein Geschehen der Natur, daß die Gattung das Individuum überlebt — unsere Idealehre sieht in dem Artlichen ein Mehr, ein Höheres und Vollkommneres als im Individuellen.

Dieser Gedanke scheint uns vollkommen klar und einleuchtend zu sein. Doch in Wahrheit steckt in diesen Worten ein sinnloses Abrakadabra. Sie umhüllen und verstricken uns wie in einem Nebel, daß wir ziellos und ratlos in einem Kreise umhergehen. Wir glauben, etwas Wertvolles und Bedeutendes gesagt zu haben, und wir haben überhaupt gar nichts gesagt. Wir haben Worte gebildet, die unser spotten, die, wenn wir sie fassen und halten wollen, wie ein Dampf zwischen den Fingern zerrinnen. Der Gedanke, daß die Gattung etwas Höheres bilde als das Individuum, ist nichts als eine reine und vollkommene Absurdität, und er findet wohl nur deshalb so leicht Zustimmung, weil weder der Sprechende noch der Zuhörende so recht wissen, was damit eigentlich gemeint ist. Und es hat vielleicht wohl gar keinen Lebenswert, über den Sinn derartiger Ideen weiter nachzudenken, weil die menschliche Natur von vornherein ihre Wege geht, und dabei um solche Ideenbildungen sich gar nicht zu kümmern braucht. Denn bei der kritischen Betrachtung muß sich gerade deutlich zeigen, daß der Behauptung von dem Leben der Gattung über das Individuum hinaus keine Tatsache entspricht, daß durch sie nur gar keine Wirklichkeit zum Ausdruck kommt.

Als von einer Grundidee unserer herrschenden Weltanschauung wird unser ganzes Dasein bestimmt von der Annahme, daß die Gattung von einem unendlich höheren Werte sei als das Individuum. Unsere Idealehren, unsere Idealforderungen gehen wesentlich mit aus von dieser Voraussetzung, die uns eine unbestreitbare Tatsache zu sein scheint. Doch in dieser Urannahme steckt ein grober naiver Denkfehler. Oder sagen wir statt Denkfehler noch besser ein Anschauungsfehler, eine Schwäche des Sehens, ein Mangel der Auffassung. Diese Grundidee der Menschheit ist nichts als der Ausdruck einer Unklarheit und Verwirrung, und sie bringt heillos etwas durcheinander, sie verwechselt und vertauscht unablässig zwei „Gesichte“ miteinander, die nur gerade nicht miteinander verwechselt, nicht durcheinander gebracht werden dürfen. Unsere Anschauungen und Ideen, die wir uns von der Welt gebildet haben, beruhen auf einer Trübung und Irreführung. An den Wurzeln unseres Geisteslebens wohnt ein Zerstörer, der Baum unserer Weltanschauung leidet an einer Vergiftung, und unser Denken und Handeln muß vielfach unfruchtbar bleiben, ist ein Säen unter Dornen und Disteln, ein zwecklos Mühen und Arbeiten, da wir seit Jahrtausenden Ideen und Idealen nachjagen, hinter denen in Wahrheit nur eine Absurdität steckt, und nur weil

sie etwas unsinnig Absurdes sind, müßte diese Menschheit von jeher darüber klagen, daß ihre Ideen und Ideale sich nicht verwirklichen lassen. Uns geht im allgemeinen die klare Einsicht, das Bewußtsein dafür ab, daß wir mit dem Satze von dem Ueberleben des Individuums durch die Gattung schlechthin nur etwas Unfaßlich-Nebelhaftes, Inhaltsleeres aussprechen, das Bewußtsein für die Verwechslung, den Denk- und Sehfehler, den wir damit begehen. Indem wir uns über die Verwirrung und Vertauschung, die hier vorliegt, klar werden, die Irrtumsquelle entdecken, sind wir vielleicht auf dem Wege dazu, daß wir die Welt und Natur anders sehen und begreifen als der bisherige Mensch.

In dem großen ersten Briefe Schillers an Goethe, der an der Spitze des Briefwechsels der beiden Dichter steht, unterscheidet jener zwischen dem intuitiven Geist, der es nur mit Individuen, und dem spekulativen Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, und es kann „keine größeren Oppositа geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht". Schiller sagt freilich, „beim ersten Anblick scheint es, als könnte es keine größeren Oppositа geben", und sein ganzes Interesse, seine Tendenz ist darauf gerichtet, will darlegen, daß der spekulative und der intuitive Geist einander auf halbem Wege begegnen, sich gegenseitig verbinden und befruchten sollen. Kurz und gut. Schiller vertritt die bekannte alte Idealforderung, die Gegensätze, die von dem üblichen Denken als unüberwindlich gesetzt werden, dennoch zu überwinden.

Dem soll nun aber gerade eine andere Auffassung entgegengeworfen werden. Nein, Intuition und Spekulation sollen sich nicht auf halbem Wege entgegenkommen, nicht sich verbinden, nicht eins ins andere überfließen. Darin soll eben die Schwäche und Verwirrung unserer herrschenden Erkenntnislehre gesehen werden, daß sie unablässig so das Intuitive und Spekulative zu vereinigen und ineinanderzubringen suchte. Wir wollen vielmehr den intuitiven Geist, der es nur mit Individuen, und den spekulativen Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, rein und sauber auseinander halten, und die verschiedenen Gesichte, die sie uns zeigen, nicht durcheinander gehen lassen.

Wer und was ist nun dieser intuitive Geist, von dem Schiller redet? Nicht anders, als unsere ursprüngliche naive, natürliche, durch und durch sinnliche Anschauung, für welche alles in der Natur rein bildmäßig existiert, als eine Erscheinung dasteht. Für dieses unser unmittelbares, natürliches Sehen gibt es allerdings nur Individuen, nur einzelne Dinge, und es gibt nichts, was nicht etwas rein Individuelles wäre. Und all diese einzelnen Dinge sind voneinander verschieden, und unter den Myriaden Dingen gibt es nicht zwei Dinge, die sich gleichen. Die lebendigen Individuen bringen immer wieder nur Individuen hervor, und alles, was lebt, ist ein Individuell-Lebendiges.

Wer und was ist nun der spekulative Geist? Dieses ursprünglich-natürliche Bildsehen macht gerade nicht seine Funktion aus. Er denkt, sagen wir. Er denkt in Abstraktion. Er bildet Begriffe. Er hat es nur mit Gattungen und Arten zu tun.

Wir Menschen besitzen eine Fähigkeit des Abstrahierens, vermittels derer wir eine Umgestaltung und Umformung an jener Welt der sinnlichen Bilder und Erscheinungen vornehmen, und wir setzen zum Zwecke einer gedanklichen Weltbetrachtung jene Natur unserer Intuition in eine begriffliche Verstandeswelt um. Wir wollen die Individuen begreifen, verbegrifflichen, logifizieren. Das heißt, wir machen uns blind gegen die unendliche individuelle Verschiedenheit der Weltdinge, wir kümmern uns nicht um diese

Mannigfaltigkeit, die kein Ding dem andern gleich sein läßt, wir ziehen gleichsam einen Schleier über die Sinnlichkeiten, wir setzen dem natürlich-intuitiven Sehen eine Grenze. Unter den verschiedenen Naturdingen befinden sich immer wieder solche Dinge, die unter sich mehr Aehnlichkeit besitzen, und unter diesem Gesichtspunkte größerer und geringerer Aehnlichkeiten vermögen wir die Naturdinge stufenweise in gradmäßiger Steigerung aufzufassen, von einander abzusondern. Verschiedene Dinge, die jedoch unter sich, mit Hinblick auf andere, besonders ähnlich sind, stellen wir gedanklich zusammen, — achten nur auf die hervorstechenden Merkmale, die charakteristischen Bilder, in denen sie übereinstimmen, und sehen ganz davon ab, abstrahieren davon, wir denken es gleichsam weg, daß die Naturindividuen außer diesen verhältnismäßig wenigen Aehnlichkeitsmerkmalen noch unendlich viel mehr andere Sinnlichkeiten an sich tragen, wir sehen auch davon ab, daß diese Aehnlichkeitsmale bei den verschiedenen einzelnen Dingen doch immer wieder voneinander abweichen. Wir müssen den Schleier um die Sinnlichkeiten weben, und wir wollen diese nur gleichsam wie in Umrissen, in einer allgemeinen Form erblicken. Kraft unseres Vermögens der Abstraktion vermögen wir die einzelnen Dinge gruppenweise zusammenzufassen, in bald größeren und kleineren Gruppen, und indem wir nicht auf die unendliche individuelle Mannigfaltigkeit, sondern nur allein auf das achten, was größere Dinge unter sich allgemein ähnlich erscheinen läßt, konstruieren wir uns Gattungen, Arten, Familien, Ordnungen.

Der intuitive Geist hat es nur mit Individuen, der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Wir besitzen zwei Weltgesichte, — zwei Weltauffassungen. Die Welt unseres spekulativ-abstrackten Denkens, unserer Begrifflichkeiten, der Kenntnis von Gattungen und Arten, ist eine andere Welt, als die unseres naiven, natürlich unmittelbaren Sehens. Je mehr wir diesem natürlichen Sehen folgen und uns anvertrauen, desto reicher mannigfaltiger werden die Dinge, je mehr wir die Wege der Abstraktion gehen, desto schattenhafter, umrißloser werden sie. Die Welt der natürlichen Individuen, der sinnlichen Erscheinungen und die Welt der Begriffe, des menschlichen Verstandes sind so verschieden von einander, daß sie nur gerade nicht miteinander verglichen werden sollen. Der uns von altersher beherrschende Wahn, man müsse sie vereinigen, will gerade etwas Sinn- und Zweckloses. Ebensowenig aber dürfen wir den intuitiven und spekulativen Geist als wirklich oder scheinbar größte Oppositа ansehen, zwischen Natur- und Vernunftswelt, der Welt der Bilder und sinnlichen Erscheinungen, und der Welt der Abstraktionen und Begriffe die Kluft wirklich oder scheinbar unüberwindlicher Gegensätze aufreißen. Kraft unserer Fähigkeit der Abstraktion fassen wir die Welt nur anders auf, als kraft unseres sinnlichen Erlebens, wie wir sie kraft unseres Hörens anders empfinden, als kraft unseres Sehens. In dieser Fähigkeit der anderen Auffassung liegen gerade die Worte „Sinn- und Zweckvoll".

Indem wir abstrakt denken, die Dinge der Welt begreifen, vorbegrifflichen, logifizieren, befriedigen wir ein anderes Interesse, lösen wir eine andere Aufgabe, als wenn wir sie unmittelbar-intuitiv, natürlich-sinnlich erfassen. Freilich, die alte Lehre, daß der spekulative Geist, der es nur mit Gattungen zu tun hat, uns erst zu der wahren und richtigen Naturerkenntnis hinführe, müssen wir ein für allemal von uns abtun. Durch unser begriffliches Denken werden uns überhaupt keine Naturkenntnisse zugeführt. Alle unsere Abstraktionen und Begriffsbildungen können und wollen uns vielmehr nur die Naturdinge ordnen, sind Orientierungen, Kennzeichnungen, Systematisierungen. Der spekulative Geist, der nur mit

Gattungen zu tun hat, nimmt ein Inventarium der Weltdinge auf, und er spielt die Rolle eines Bibliothekars. Wie dieser kein bücherschaffender, bücherschreibender Mensch ist, so hat auch das begriffsbildende Denken nichts Schöpferisches an sich, sondern es stellt Schemen und Schablonen auf, Grundsätze und Normen, Systeme, kraft deren wir die Bücher, kraft deren wir die Naturdinge in verschiedene Fächern, Schränke, Schubläden unterbringen.

Die Prinzipien, die Kennzeichen, nach denen wir so ordnen und einteilen, können nun bald so und bald so aufgestellt werden, und es wird immer wieder inventarisiert und umgeordnet. Jede Begriffsbildung beruht aber darauf, daß wir das natürlich Individuelle in der Fülle und Unendlichkeit seiner Erscheinungen und Bilder abkürzen, vereinfachen, schablonisieren. Gattungen und Arten sind künstliche Konstruktionen, doch nicht Naturgebilde selber. Rein gedanklich von uns gezogene Richtlinien. Man kann sie mit mathematischen Figuren vergleichen. Wie es in der Welt der sinnlichen Naturdinge keine mathematischen Drei- und Vierecke gibt, wie als wirklich individuelles Ding nichts existieren kann, was nichts anderes als nur ein Dreieck wäre, so gibt es dort auch kein Gebilde, das etwa nur Tier, nur Pflanze, nur Mensch ist, nichts an sich trüge, als die abstrakt von uns abgesonderten Merkmale, durch die sich die natürlichen Individuen mehr oder weniger ähneln, unter denen wir sie gruppenweise zusammenfassen.

Das Weltgesicht des spekulativen Geistes, in dem nur Abstrakta, Gattungen, Arten, Ordnungen und das Weltgesicht des intuitiven Geistes, in dem die Erscheinungen leben, sind so verschieden voneinander, daß sie schlechterdings nicht miteinander kombiniert werden können, und wer sie dennoch miteinander kombinieren und vergleichen will, der denkt und sieht ebenso verwirrt, als wenn einer Zahlenbegriffe und ziemlich verschiedene Einzeldinge zusammenbringt, sieben Zuckerrüben mit neun Katzen zu multiplizieren sucht und uns die Frage vorlegt, was dabei wohl herauskommt.

In der Tat haben wir uns gerade in diese Verwirrungen schier unlöslich hineinverstrickt, diese furchtbare Absurdität ist gerade unsere menschliche Krankheit und Vergiftung, nach dem Rate Schillers lassen wir den spekulativen und den intuitiven Geist sich auf halbem Weg entgegenkommen und vermählen sie miteinander, und in einem fort kombinieren, vergleichen und vertauschen wir die Formen der Spekulation und der Vernunft mit den Formen der sinnlichen Erscheinungswelt, der Natur. Und all unser menschliches Denken, Sehen und Reden wird dadurch wie mit Blindheit geschlagen und geht in Nebeln und Unklarheiten dahin.

Wenn wir sagen, daß die Gattung das Individuum überlebt, daß das Individuum aus der Gattung entsteht, daß die Gattung unendlich wertvoller ist als das Individuelle, die Gattung sei das Einheitlich-Konstante, das Individuum das Vielfach-Veränderliche, so reden wir derartig absurd durcheinander — wir halten nicht die Form der Spekulation, den Begriff Gattung und die Naturform, die individuelle Erscheinung auseinander — sondern wir identifizieren die beiden Welten. Wir machen den Begriff Gattung zu einer Naturerscheinung, ein Verstandesprinzip zu einem sinnlichen Ding, wir sagen, daß sie lebt und gebiert, sinnliche Erscheinungen erhält.

Die Gattung kann aber nicht das Individuum überleben. Sondern in der Natur werden immer nur Individuen von anderen Individuen überdauert und überlebt, und wenn alle die Individuen, die wir begrifflich verstandesgemäß als eine Gattung zusammenfassen,

ausgestorben sind, dann ist auch die Gattung ausgestorben, das heißt, die besonderen Merkmale, aus welchen der Inhalt dieses Gattungsbegriffes gebildet wurde, sind in der Natur verschwunden. Wir können auch nicht sagen, daß die Gattung Mensch, das heißt der abstrakte Begriff Mensch, „der" Mensch, der nirgendwo in der Natur existiert, sondern allein in unserm Verstand, mehr ist, als irgend ein einziges, einzelnes, menschliches Individuum, wie es in der Welt des intuitiven Geistes lebt. In der Tat ist gerade umgekehrt jeder August Lehmann, jeder Fritz Müller und Isidor Cohn ein Mehr noch, als der Inhalt des Begriffes Mensch ausmacht. Denn jedes einzelne menschliche Individuum muß ja in sich schon alle die Kennzeichen besitzen, aus denen wir jenen Begriff herleiten, und wenn nicht alles, was wir gattungsbegrifflich von „dem" Menschen aussagen, auch bei dem einen einzelnen Individuum schon vorhanden wäre, würde dieses ja doch nichts als Mensch bezeichnet werden können. Wenn wir gewöhnlich sagen, daß ein einzelnes Individuum ja nichts anders ist als nur ein winziges Teilchen der Gattung — so ist umgekehrt nur das Art- und Gattungsgemäße ein Abgesondertes, ein Bruchstück, Teil — ein Ausschnitt aus der unendlichen Fülle eines einzigen und einzelnen Individuums. Und man darf doch zuletzt fragen, ob es nicht einen höchsten Wert besitzt, die uns beherrschende Weltanschauung zu entkräftigen und in ihren Wurzeln zu zerbrechen, sie als eine Absurdität nachzuweisen — eine Weltanschauung, durch die sich eine große Tendenz hinzieht, das einzelne Individuum als etwas Verächtliches, Geringes, als eine Bagatelle zu behandeln, an der der Natur gar nichts liegt. Man darf fragen, ob es nicht ein Gewinn ist, wenn wir zu einer höheren Vorstellung von der Majestät, der unerschöpflichen Größe des einzig Naturwirklichen, des einzelnen Individuums gelangen. Der spekulative Geist, beherrscht von einer Identitätslehre, von der Fiktion, daß das höchste Denken und Trachten ein Einheitstrachten sein müsse, identifiziert in einem fort Vernunft- und Naturformen und verwechselt sie miteinander. Dieses wird zu einer unerschöpflichen Quelle von Verirrungen und Absurditäten. Wir stellen in einem fort rein gedankliche Schemen, Begriffe, Abstraktionen, Ideen so dahin, als wären es sinnlich-wirkliche Naturerscheinungen; und unser menschlicher Geist wird damit wie von einem bösen Geist in einem Kreise umhergeführt, er befindet sich in einem Bann der größten Selbsttäuschung, einer wörtlich und buchstäblich „fixen" Idee, und er gleicht einem Seefahrer, der mit seinem Schiffe auf dem Ozean umherkreuzt. Auf dessen Meereskarte befinden sich Linien, welche die Breiten- und Längengrade vorstellen, die wir rein in der Idee um der Orientierung willen, um die Erdkugel gelegt haben. Der Seefahrer soll nun „irrsinnig" werden und diese mathematischen Linien für naturwirkliche Schranken, Barrieren halten — und wenn er in die Nähe einer solchen Linie kommt, dreht er das Schiff erschreckt wieder um, im schaudernden Gefühl, „darüber kann kein Schiff, kein Mensch jemals hinweg". Er fährt zur Seite, und schon droht wieder so eine unübersteigliche Schranke, noch einmal kehrt er um, doch auch dort gibt's keinen Ausweg — und so sieht sich der arme Seefahrer in seinem Irrsinn ringsum gefangen, erblickt Kerkermauern, wo ein freies Lebensmeer sich dehnt, und geht kläglich an seinem Wahn zugrunde.

Es hört sich wie ein Märchen an, es erscheint selber wie ein Wahnsinn, es klingt wie die höchste Paradoxie, wenn jemand die Behauptung aufstellt: Der menschliche Geist ist einmal wie dieser Seefahrer irrsinnig geworden, wir leiden tatsächlich an einer schweren Krankheit, die uns in einem fort so im Kreise umherdrehen läßt. Aber diese unerhörte Behauptung

will ich hiermit gerade aufstellen. Ich diagnostiziere die Krankheit als eine Identifizierung und Verwechslung von Vernunftideen und Naturerscheinungen. Vernunftideen, Abstrakta, Begriffe, Richtlinien, Grundsätze, Prinzipien, mathematische Formeln, die dazu da sind, daß wir die Dinge der sinnlichen Naturwirklichkeit ordnen und systematisieren, halten wir bald für solche Naturdinge, bald für Ideale — und setzen uns zwischen jene Vernunftprinzipien wie der Seefahrer zwischen seine Breitegradmauern gefangen und machen daraus Gesetze und Gebote, die niemand überschreiten kann. Die herkömmlichen Ideen unserer Weltanschauung, die Ideen von den unüberwindlichen Grenzen, welche dem menschlichen Geist gesetzt sind, von unlösbaren Welträtseln sind wohl nichts als solche für naturwirklich gehaltene Breitegradlinien, Mißgeburten, erzeugt aus der Durcheinanderwurstelung — aus der Vermählung von spekulativem und intuitivem Geist, aus der blutschänderischen Umarmung von Natur- und Vernunftformen.

Ich sehe die große Aufgabe darin, die Geschichte des menschlichen Geistes daraufhin zu untersuchen, wie dieser große Wahn in die Welt kam, wie es möglich war, daß der Mensch so irren konnte — welche Verwirrungen damit unter uns für all unser Leben, Tun und Dichten angestiftet werden, und wie wir uns aus diesen Fesseln unseres Geistes befreien.

Wir lassen Individuen aus der Gattung entstehen, wir machen einen Begriff zum Erzeuger von Wirklichkeiten. Unsere Wissenschaften bringen zuletzt eine absurde Lehre zum Ausdruck, wonach das Wort Huhn einmal Hühnereier gelegt hat, und all die vielen, verschiedenen, mannigfaltigen Hühner unserer sinnlichen Naturwelt aus dem Begriff und Wort Huhn hervorgegangen sind.

Das Unmögliche eines solchen Vorganges, die Sinnlosigkeit dieser Auffassung springt jedem sofort in die Augen — und dennoch, dennoch ist auf ihr unsere ganze allerjüngste, allermodernste Naturwissenschaft noch immer begründet. Und dieser geht nur das Bewußtsein dafür ab, sie weiß nur nicht, in welchem Netz sie verstrickt liegt, und es tut nur not daß sie sich endlich darüber klar wird, zu welchen Absurditäten ihre Verwechslung von Begriffen und Naturerscheinungen führt.

„Im Anfang war das Wort. Und Gott war das Wort . . . Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. . .“

Dieses Wort sprechen wir noch immer unter dunklen Schauern der Ehrfurcht aus, und wie aus dem Allerheiligsten des Tempels der Mysterien klingt es hervor. Fassen wir es doch ja wörtlich! Notwendig ist gerade, daß wir es durchaus wörtlich fassen. Nur wenn wir es wörtlich nehmen, enthüllt sich uns seine wirkliche Bedeutung!

Hier steckt der große Denk- und Sehfehler, der unser Sprechen, unser Geistesleben verwirrt hat, der doch immer in allen unseren Weltauffassungen, Philosophien und Wissenschaften fortwirkt, und den wir noch nicht durchschaut, in uns überwunden haben. Den Begründer unserer Weltanschauung müssen wir im Dämmermorgen der Weltgeschichte aufsuchen. Der Mensch hat das Wort — das Wort, nichts weiter — wirklich einmal so hoch eingeschätzt, furchtbar überschätzt. Es war ihm zuerst ein Zauber und Zaubermittel, und es wurde zu Gott. Der Glaube an das Wort, an den Begriff, die so unendlich viel mehr zu sein schienen als eine Naturerscheinung, bildete den Keim einer panlogistischen Weltanschauung, und die Erkenntnis des Johannes-Evangeliums ist die Blüte am Baum des Panlogismus. „Die Natur ist aus der Vernunft entstanden.“ Die Ueberschätzung der

Vernunft, des spekulativen „nur Gattungen sehenden Geistes“, des Denkens in Begriffen, des lauten Denkens des begrifflichen Sprechens gibt nichts als diese Ueberschätzung des Wortes wieder, welches im eigentlichsten Sinne zum Gott gemacht wurde.

Wir machen in einem fort und unaufhörlich das Wort zum Gott. Der Panlogismus steckt uns in allen Gliedern.

Aber seine Lehren beruhen auf einer Absurdität. Sie sind eine Verwirrung.

Wir sagen, daß das Wort Huhn einmal Hühnereier gelegt hat. Nicht wahr, ein Unsinn!? Aber steht das nicht etwa im Anfang des Johannesevangeliums geschrieben? Für alle die verschiedenen, mannigfachen Hühner, die leben, jemals gelebt haben, leben werden — für sie alle, wie für jegliches Individuum können wir ein und dasselbe Wort setzen. Das begriffliche Wort Huhn ist die Einheit all der mannigfach-verschiedenen Hühner der Welt. Alle unsere Philosophien und Wissenschaften sagten und sagen uns nun in einem fort, daß alles darauf ankäme, die Einheit in den Mannigfaltigkeiten zu suchen, die Mannigfaltigkeiten seien aus der Einheit entstanden und von ihr hervorgebracht, und sie müßten eben auf eine Einheit zurückgeführt werden. Das Wort Huhn ist die Einheit der mannigfaltigen Hühner der Natur — ergo sind die mannigfaltigen Naturhühner von dem einen einzigen Wort Huhn gezeugt worden. Das ist doch eine prachtvolle, unwiderlegliche Logik — nicht wahr?

Aber unsere Naturwissenschaften logifizieren wirklich so. Die Individuen sind aus der Gattung entstanden. So wurzeln unsere Naturwissenschaften heute in der Lehre, daß alle die verschiedenen mannigfaltigen Lebewesen, die Individuen der Tier- und Pflanzenwelt aus einer einheitlichen Zelle, Urzelle entstanden sind, und sie suchen nach dieser Urzelle; diese variiert den Geist unser Zeit genau so, wie der Glaube an den „Stein der Weisen“ die Fata Morgana früherer Jahrhunderte bildete. Aber eine solche Urzelle steckt nur in unserem Kopfe, und sie kann und konnte niemals in der Natur existieren, weil wir in der Natur eben niemals auf etwas stoßen, was nichts als ein Baum oder ein Tier ist. Die Eigenart dieser Urzelle besteht allein darin, ein Wort, ein Kollektivbegriff zu sein, unter dem wir alle Zellen sprechend zusammenfassen. Aber die wirklichen Zellen sind genau so wie die Tiere und Pflanzen rein individuelle Gebilde, und keine kann der andern gleichen. Die Idee, welche die mannigfachen Organismen der Natur als differenzierte Erscheinungen der Zelle, als einem angeblich Undifferenzierten, einheitlich Gleichen, gegenüberstellt, beruht auf einer Konfusion. Und wenn ich sage, daß alle Pflanzen und Tiere Zellenwesen sind, doch ich will daraus eine Entstehungs- und Kausalitätslehre machen, diese Zellenwesen aus „der“ Zelle herleiten, so hat das denselben Wert, und es ist genau so gescheit, als wenn ich sage: Alle Naturerscheinungen sind Dinge, also entstehen Bäume, Tiere, Menschen aus dem Ding. Wohl sind auch die höchstentwickelten Organismen, wenn sie sich vom Mutterwesen zu ihrer Sonderexistenz ablösen, zuerst Einzellen, aber diese Urzelle, aus der später ein Mensch wird, muß anders sein als die, aus welcher ein Tier wird, und die Ursprungszelle eines Reptils wiederum anders als die eines Säugetieres, und die fertigen ausgestalteten Organismen können untereinander nicht verschiedener sein, als auch schon diese ersten Urzellen voneinander verschieden sind. Die höheren Organismen, aus vielen Zellen aufgebaut, sind nur in anderer Weise mannigfaltig und kompliziert als diese Zellen, aber auch diese müssen in sich wiederum unendlich füllereich voneinander abweichen. Wäre die Zelle, aus der ein

Baum entsteht, wirklich gleich der Zelle, aus der ein Tier emporwächst, wären die Zellen eines Reptils und eines Säugetieres dieselben, so müßte man die Frage aufwerfen, wie es dann kommt, daß die Bäume und Tiere verschieden sein können, obwohl sie sich aus demselben Elemente aufgebaut haben. Wenn wir immer wieder sagen, daß unsere Vernunft, unser Denken uns zwingt, die Urzellen als etwas Einfacheres, Einheitliches, Undifferenzierteres anzusehen, als die hochentwickelten Organismen, so steckt darin gerade der Betrug und die Täuschung des spekulativen Geistes. Einheitlich ist nur das Wort, der Begriff Zelle, unter dem ich die allermannigfachsten Zellenindividuen, wie sie in der Natur existieren, zusammenfasse. Und die Erhabenheit des Naturwirklichen enthüllt sich uns erst recht, wenn wir uns bewußt werden, daß diese Welt des unendlich kleinen, anstatt ein Einfacheres, Undifferenzierteres zu sein, die allerkompliziertesten Gebilde vielmehr in sich schließt, in ihrer Art nicht minder kompliziert als die höchsten Organismen. Wie diese Urzelle sind aber alle die „letzten Ursachen“ unserer Naturwissenschaften, Aether, Atom, Kraft, Stoff, Energie, Gesetz usw. nichts als Abstraktionen, Gattungsbegriffe, welche fälschlicherweise zu schaffenden Mächten erhoben werden, die der Gottheit lebendiges Kleid weben.

„Der spekulative Geist hat es nur mit Gattungen zu tun“. Unsere Philosophien und Wissenschaften sind wesentlich Ausstrahlungen dieses spekulativen Geistes gewesen, und noch immer tragen sie in sich selber den Glauben, daß in ihm die Wurzeln ihrer Kraft ruhen und stets ruhen müssen. In allen unseren Werken der Naturwissenschaft kann immer nur von einem Art- und Gattungswesen geredet werden, doch von dem einzigen Naturwirklichen, dem Individuum, fällt hier kein Wort. Ist das eine Naturwissenschaft?

Ein alter, unüberwundener Panlogismus steckt in uns, der von Anfang an die Vernunftwelt, die Welt der Begriffe, Gattungen und Ideen vergötterte, um die Welt der individuellen Naturdinge als nichtige und niedrige zu brandmarken. Mit Hochmut blickte das kritische Denken herab auf den „naiven Realismus“ und machte die Menschen mißtrauisch gegen ihre Sinne und die sinnliche Natur, und während es für sich die „wahre Erkenntnis“ beanspruchte, war hier alles Irrtum und Täuschung. Den intuitiven Geist hat es in uns gelähmt und zerbrochen, und wie ein finsterer Nebel legte sich die Macht der Abstraktion zwischen diesen und die natürliche Erscheinungswelt. Und alles Selbstverständliche, Einfache ward unlösliches Problem. „Was ist die Welt? Der Mensch? Die Menschheit? Was ist der Geist? Was ist die Natur? Das Leben? Die Kunst? Kraft? Stoff? Gesetz? (So hat unaufhörlich dieser Panlogismus gefragt, und ganz umsonst danach gerungen, uns eine Antwort darauf zu geben. Und um tausend solcher Begriffe streiten wir uns unaufhörlich umher. Aber niemals werden wir sagen können, was sie sind, aus dem ganz einfachen Grund, weil sie überhaupt nicht sind. Es kommt nur darauf an, einzusehen, daß sie nicht sein können, daß das, was wir als Welt, Stoff, Leben, Natur, Kunst bezeichnen, darum noch nicht etwas wirklich Seiendes vorstellt. Die eine Welt gibt es ebensowenig, wie den einen Menschen, die Natur ist ebensowenig vorhanden wie die Kunst, der Stoff so wenig wie die Kraft, und darüber zu streiten, was sie wirklich sind, hat nur gar keinen Zweck und Sinn. Wirklich, so kann man höchstens sagen, sind es Begriffe, und ganz gleichmäßig läßt sich genau immer dasselbe von ihnen sagen: Welt, Stoff, Kraft, Gesetz, Natur, Kunst sind Worte, Abstrakta, unter denen wir verschiedene, viele mannigfache Erscheinungen, Vorgänge, Erlebnisse, Erfahrungen zusammenfassen.

Die Aufgabe dieses spekulativen Geistes und der Begriffsbildung ist, wie gesagt, nur eine orientierende und ordnende, und wenn Hänsel und Gretel durch den dunklen pfadlosen Wald gehen müssen, in dessen unendlicher Fülle immer verschiedener Bilder sie sich verlieren würden, so werfen sie, um ihren Weg zu kennzeichnen und ihn wieder zu finden, Steine hinter sich, weil diese sonst in dem Walde nicht gefunden werden, und nur Steine streuen sie in einem fort aus. Damit wir uns in der individuellen Mannigfaltigkeit der Dinge zurechtfinden, müssen wir uns gemeinsam über ein Prinzip verständigen, nach dem wir vorgehen, und da kommt allerdings alles darauf an, daß wir an ihm unverbrüchlich festhalten. Wenn nicht jeder ganz genau 1, 2, 3, 4, 5 zählt, dann hat das Zählen keinen Zweck mehr. Aber aus dieser Einheit unseres Prinzips dürfen wir nun keine Einheit der Naturdinge selber machen wollen, und wenn Hänsel und Gretel unverbrüchlich an der einen einzigen Idee festhalten, immer nur Steine hinter sich zu werfen, so tun sie das nicht, weil der Stein das Einheitliche in der Mannigfaltigkeit der Bäume und Pflanzen des Waldes ausmacht. Der einheitliche Gesichtspunkt, den der spekulative, begriffsbildende Geist aufstellt, das Prinzip seiner Ordnungen, wird nun aber immer wieder von uns für eine Einheit in der Natur selber angesprochen. Wir sagen, daß die Gattung in dem Wechsel, der Vergänglichkeit, der Verschiedenheit der individuellen Gattungsdinge das Konstante, das Nicht-Verschiedene, Einheitliche ist, und wollen dieses Konstante, Einheitliche aus den Naturdingen gleichsam als die Essenz, als ihr Wesentliches herausdestillieren. Alle diese Bemühungen aber müssen unfruchtbar bleiben, weil das künstlich Geregelte, Regulierende uns nur darum von Vorteil sein kann, weil es in der Natur nicht vorhanden ist. Um einen Weg durch einen unbekannten Wald kenntlich zu machen, knicke ich die Zweige, weil so geknickte Zweige in regelmäßiger Folge in dem Walde sich sonst nicht vorfinden. Die besonderen Merkmale, unter welchen ich die Individuen einer Gattung zusammenfasse, die Gattungsmerkmale selber sind in sich wiederum völlig verschieden und ganz und gar nicht konstant. Konstant ist nur das Prinzip der Gattungsbestimmung: die Aufmerksamkeit auf ein oder wenige Merkmale allein zu richten und hinwegzusehen über ihre Mannigfaltigkeiten.

Ist die Urzelle, die Urpflanze eine Erfahrung, eine Erscheinung, ein Ding, welches der Naturwelt angehört oder angehörte, oder ist es eine Idee? Ueber dieses Problem haben einst Goethe und Schiller leidenschaftlich gestritten und konnten ganz und gar zu keiner Einigung darüber gelangen. Und die Menschen haben in einem fort darüber gestritten, und ungelöst steht es noch immer im Mittelpunkt aller Kämpfe des spekulativen Geistes. Eine goethisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung macht das Gattungsartige zu einer Ursache aus der die lebendigen Naturdinge hervorgehen, eine begriffswissenschaftliche kantisch-schillersche Philosophie sieht darin eine Idee, aber sie macht auch zugleich aus dieser Idee das Ideal, sie faßt's teleologisch auf und stellt den einzelnen Menschen als Ziel und Aufgabe, „der" Mensch zu werden. Für die eine Meinung ist's ein Woherwirkommen, für die andere ein Wohinwirsollen. Aber die Gattung ist weder das eine noch das andere, weder ein Urwesen der Erfahrungswelt noch eine Macht der Idealwelt, sondern nur ein Begriff, eine Abstraktion. Und wenn die Menschheit nicht aus den Verwirrungen des Panlogismus sich befreit, so wird sie stets über das abstrakte Wesen der Ideale klagen müssen, und dennoch nicht einsehen, daß ihre Ideale eben nichts als Abstrakta sind und darum einen Idealwert ganz und gar nicht besitzen. Oder sie lassen die individuellen Dinge der Natur

aus einem Begriff entstehen, das Mannigfache aus dem Einheitlichen hervorwachsen und werden nie die Grundfrage beantworten können, wie ein Eines ein Vieles sein kann.

Aber der intuitive Geist wird „die harte Schale der Vernunft“ sprengen, wie einst der vorkopernikanische Himmel gesprengt werden mußte, und Unendlichkeit wird fluten, wo wir heute unzerbrechliche Mauern sehen. Die Mayaschleier abstrakten Denkens werden sich zerteilen, und wir werden dann auch den ganzen Humor empfinden, daß es Tausende von Jahren dauerte, bevor der spekulative Geist, bevor darvinistische Naturwissenschaft und Mutationslehre entdeckten, was der intuitive Geist von Viehzüchtern, Bauern und Gärtnern wohl schon in der Steinzeit gewußt hat. Auch die Wissenschaft ist immer nur fortgeschritten, insoweit sie Intuition war; doch noch manche Schleier und Nebel müssen fallen, bis der Mensch wieder ganz auf seine Sinne und den Künstler, der in ihm wohnt, vertraut.

Erinnerungen. Von Georg Brandes.

(Autorisierte Uebersetzung.)

V.

Ich erwähnte als eifrigen Gegner Bismarcks nach dessen ökonomischen Umschlag Ludwig Bamberger.

Bamberger war eine tapfere, tätige Natur; da er wegen seiner Beteiligung an den Unruhen des Jahres 1848 sein Vaterland im Alter von 25 Jahren verlassen mußte, hatte er erst in der Schweiz, in England und den Niederlanden, darauf in Paris gelebt, wo er als Leiter eines großen Bankgeschäftes durch dreizehn Jahre blieb. Der lange Aufenthalt in Frankreich von seinem dreißigsten bis zum vierzigsten Jahre wurde bestimmend für seine geistige Entwicklung. Er war einer der spirituellsten Männer, die man hören oder lesen konnte. Es gab wenige so scharfe und so unterhaltende deutsche Schriftsteller und Redner. Auch im gesellschaftlichen Leben wirkte er anziehend. Sein Witz war urban, formvoll; er langweilte nie.

Als er 1866 nach Erlaß der Amnestie in die deutsche Heimat zurückkehrte, wählte ihn seine Vaterstadt Mainz zuerst ins Zollparlament, dann in den deutschen Reichstag, wo er sogleich einer der Führer der nationalliberalen Partei wurde. Später trennte er sich von ihr, um immer weiter nach links zu gehen. Er war Deutschlands eifrigster Vorkämpfer für den Freihandel, und als solcher stritt er sein ganzes Leben hindurch gegen Konservative und Sozialisten. In dem Maße, wie später der Katheder-Sozialismus immer weitere Verbreitung fand, vergrößerte sich die Zahl der wissenschaftlichen Widersacher Bambergers.

Ein Urteil über den wissenschaftlichen Wert seiner Arbeiten mag den in diesen Fragen Sachverständigen überlassen bleiben. Ich kann nur für seine zweifellose, persönliche Ueberlegenheit einstehen.

Häßlich war er insofern, als es seiner langen, mageren Gestalt und dem unregelmäßigen Gesicht mit dem rötlichen Bart an gefälligen Linien und Verhältnissen fehlte; aber der geistvolle Ausdruck machte alles wieder gut. Er war ein

Gentleman und ein Weltmann, sich stets in den Grenzen der guten Sitten und Gebräuche bewegend, einsichtig, ruhig, witzig; ein Menschenkenner, der alle vortrefflichen Menschen schätzte und ohne Gemütsbewegung die jämmerlichen von Herzen verachtete.

Als er 1899 starb, hatte er seine besten Freunde überlebt, sowohl die, die er am meisten liebte, als die, die sich ihm am engsten angeschlossen hatten. Den Dichter Moritz Hartmann, den intimen Freund seiner Jugend, verlor er frühzeitig. Er war Revolutionär gewesen, wie Bamberger in jener Zeit, und später ein politischer Satiriker vom hohen Range geworden. Von dem Historiker Friedrich Kapp, dessen Wesen von dem feinstem Mark des deutschen Stammes gebildet war, sagte er mit Recht, er sei von denen, die einem das Leben lebenswert machen. Als Schriftsteller war er in der Lage, mehr von seinem eigentlichsten Wesen in seine Schriften hineinzulegen, als Kapp es vermochte. In warmer Bewunderung, dermaßen warm, daß sie sich mit weniger als einem fast täglichen Umgang nicht begnügen konnte, hatte sich ihm der feine Schriftsteller Heinrich Homberger angeschlossen. Homberger kannte das damalige Italien wie kein anderer; seine italienischen Novellen sind von einer verblüffenden Echtheit. Er war ein kalter und mißvergnügter Beobachter der Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland, mehr als irgendein anderer auf seinem Posten gegen Vaterländerei, lehrreich im Gespräch, wenn er auch ein wenig häufig auf einer Saite spielte. Zu Bamberger fühlte er sich durch dessen vollendete Formen hingezogen. Bamberger nahe verbunden war ferner Karl Hillebrand, Deutschlands erster Kritiker, der während seiner Verbannung in Frankreich gelebt hatte wie er und ebenfalls wie er, ein Weltbürger, außerdem imstande war, vier Sprachen zu schreiben. Der Mann, der täglich mit Bamberger zusammen genannt wurde, sein Freund und Parteigenosse Lasker, war ihm als Charakter ebenbürtig, aber Bamberger war Lasker überlegen als Geist, zu indirekter Mitteilung befähigt, was Lasker mit seiner Aristides-Haltung nicht war.

Bamberger war seinen Freunden eine zuverlässige Stütze, im ganzen eine durchweg treue Natur. Wie groß er dachte, zeigt folgendes Stückchen: Einer seiner liebsten Freunde, der ohne Vermögen gestorben war, hinterließ einen Sohn, dessen Vormund Bamberger war. Der junge Mann, der später hervorragende Tüchtigkeit an den Tag gelegt hat, entwickelte sich zum eifrigen Sozialisten und versperrte sich dadurch die Universitätslaufbahn in Oesterreich. Bamberger setzte ihm unaufgefordert eine Jahresrente aus. Der junge Mann bezog sie ein paar Jahre, verzichtete aber dann darauf, da es seiner Ueberzeugung widerstrebte, eine feste Unterstützung anzunehmen von einem Mann, der unablässig gegen die Anschauungen kämpfte, die er teilte. Nach Bambergers Tode zeigte es sich, daß er dem Jüngling eine bedeutende Summe vermacht hatte. Das Verhältnis gereicht Vormund und Mündel in gleichem Grad zur Ehre.

Bambergers Stellung zu Bismarck war interessant. Mit seinem psychologischen Blick erkannte er früher als seine Gesinnungsgenossen, was Bismarck als

Staatsmann bedeute. Und durch die törichten Urteile der Franzosen über den Kanzler gereizt, veröffentlichte er 1868 in französischer Sprache das Buch Monsieur de Bismarck, ein Werk, für das Bismarck, wie er selbst in einer seiner Reden erklärte, Grund hatte, ihm dankbar zu sein. Es verrät so viel Scharfblick, daß es noch heutigen tags genießbar ist. Als Redner im Reichstage wurde Bamberger nach 1878 Bismarcks hartnäckiger Gegner, vor allen Dingen auf ökonomischem Gebiet, aber auch in der Kolonialpolitik, als er sich dem ersten schwachen Versuche zur Erwerbung überseeischer Landesteile widersetzte, mit dem Bismarck die spätere Ausdehnung des Deutschen Reiches außerhalb Europas einleitete.

Als ich eines Tages kraft eines gewissen Mißtrauens gegen den Nutzen parlamentarischer Tätigkeit Bamberger scherzweise fragte, ob er glaube, durch eine seiner Hunderte von Reichstagsreden es erreicht zu haben, daß auch nur eine Stimme anders fiele, als sie sonst gefallen wäre, antwortete er nach einem Augenblick des Nachdenkens: Ich glaube, ein einzigesmal, als ich 1880 Bismarck in der Samoafrage angriff. Ich wußte, wie es in Wilhelm Tell heißt, „durch diese hohle Gasse muß er kommen", und hatte mir ein erschöpfendes Material über die dem Fallissement ausgesetzten Geschäfte in Samoa besorgt, die man durch Uebernahme der Insel unterstützen würde. Da glaube ich wohl, habe ich drei bis vier Abgeordnete veranlaßt, anders zu stimmen, als sie sich vorgenommen hatten, und da schlug ich Bismarck.

Welche Ironie des Schicksals, daß dies das einzige Resultat von Bambergers parlamentarischer Beredsamkeit war, das er selbst als sicher aufzeigen zu können glaubte, denn wahrscheinlich hätte Deutschland später sehr viel darum gegeben, wenn Bismarck damals Bamberger geschlagen hätte. Später wurde es für das Reich nur schwerer und kostspieliger, in Samoa festen Fuß zu fassen.

VI.

Zur Zeit meiner Ankunft in Berlin stand Eduard Lasker auf der Höhe seines Ansehens. Er hatte zu den Mitbegründern der nationalliberalen Partei gehört und war jetzt ihr anerkannter Führer.

Seine Redlichkeit, sein reiches Wissen, seine außerordentliche Arbeitskraft und seine Schlagfertigkeit im parlamentarischen Wortgefecht hatten ihm seine Stellung geschaffen. Als ausgezeichneter Jurist hatte er in der Zeit, als die nationalliberale Partei mit Bismarck Hand in Hand arbeitete, einen Hauptanteil an den organisatorischen Gesetzen des neuen Deutschen Reiches, den Justizgesetzen usw. gehabt.

Er hatte persönliche und parlamentarische Unerschrockenheit an den Tag gelegt, als er 1873 die sogenannten Gründerschwindeleien und besonders den mächtigen Geheimrat Wagener wegen seiner Beteiligung daran angriff. Er selbst war ein armer Mann mit reinen Händen, reinem Leben, zufrieden, daß er für den Sieg seiner Ideen wirken konnte.

Seine politische Stellung änderte sich von dem Tage an (8. März 1878), als Bismarck ihn überfiel, weil er für eine gewisse Selbständigkeit des projektierten Vizekanzlers eintrat. Ich traf Lasker am Abend desselben Tages in einer Gesellschaft; er war empört über die Art und Weise, wie Bismarck ihn angeherrscht hatte, kannte aber den Kanzler gut genug, um zu wissen, dieser habe seine Stimmung dermaßen in der Gewalt, daß er ihr nur Luft machte, wenn er eine tiefere Absicht damit verband. Diese Absicht war, wie sich bald herausstellte, die Nationalliberalen abzuschütteln. Aber was Lasker nicht durchschaute, war, daß Bismarck ihn stets gehaßt hatte, selbst während er seinen Beistand annahm und sich seines Einflusses bediente — gehaßt mit dem Haß des Adligen gegen den Emporkömmling, des Junkers gegen den Juden, des Despoten gegen den Liberalen und des Mannes der Wirklichkeit gegen den Doktrinär. Wie tief dieser Haß ging, zeigte sich am schärfsten gelegentlich von Laskers Tod im Jahre 1883, als Bismarck die Annahme eines ihm zur Verlesung im Reichstage zugegangenen Kondolenzbeschlusses vom Hause der Repräsentanten in Washington verweigerte.

Bei der heranwachsenden deutschen Jugend war Lasker nicht beliebt; sie sah in ihm den letzten Pathetiker des nationalen Freisinns; die Modernisten in ihren Reihen sagten, sie könnten Schiller nicht leiden, weil er den Marquis Posa geschaffen habe, und Posa nicht, weil Lasker von ihm abstamme. — Im gesellschaftlichen Leben konnte Lasker lehrreich sein, aber unterhaltend war er nicht. Es fiel ihm nicht ein, daß er jemanden langweilen könne, er sprach in einer Wohnstube wie im Reichstage, entwickelte politische und soziale Fachfragen vor Damen, wofür diese es bei einem höflich geheuchelten Interesse bewenden ließen.

Athene war ihm hold; aber er hatte nie den Grazien ein Opfer gebracht.

VII.

Von älteren Politikern war Herr von Grüner, der ehemals als Unterstaatssekretär im Ministerium Schwerin angestellt war und in seinem Wesen der vorbismärckischen Zeit angehörte, eine interessante Persönlichkeit. Was er für Bismarck empfand, war der reine Abscheu. Es war ein alter, sehr feiner Mann mit der Wohlerzogenheit einer älteren Zeit, der die Moral des Privatlebens auch für die Politik gelten lassen wollte. Er konnte keine Plumpheit verzeihen, auch wo sie mit großen Fähigkeiten gepaart war, und verurteilte die Lügenhaftigkeit, auch wo sie machiavellistisch das Mittel eines politischen Zweckes war. Er empfand auch nicht unbedingte Bewunderung für Bismarcks auswärtige Politik, wie seine Zeitgenossen, fand es z. B. fatal, daß die Freundschaft mit Rußland, kurz nachdem Bismarck sie als turmhoch bezeichnet hatte, so schwankend geworden war, und sah schon damals voraus, daß Rußland Frankreich in die Arme getrieben werden würde.

VIII.

Herr von Grüner hatte sich längst aus dem politischen Leben zurückgezogen. Mitten in diesem stand ein anderer hitziger Gegner Bismarcks, der große Philologe und Geschichtsschreiber Theodor Mommsen, ein Wunder von Gelehrsamkeit, mit Leidenschaft geladen.

Es war bei ihm gerade keine Empfehlung, ein Däne zu sein, denn als geborener Deutsch-Schleswiger und ursprünglich dänischer Untertan haßte er Dänemark. Er kannte alle Schwächen des Landes und des Volkes, keinen seiner Vorzüge. Nachdem ich ihm in einer Gesellschaft als dänischer Schriftsteller vorgestellt worden war, sagte er die gerade nicht schmeichelhaften Worte: Sie wissen, wenn man einen Dänen hänseln will, erinnert man ihn an seine Literatur. Für ihn bedeutete die Literatur Dänemarks zugleich dessen Schandfleck. Und wenn man fragte, was ihm darin so geringschätzig erschiene, antwortete er in erster Reihe: Ingemanns Romane. Sie waren für ihn der Inbegriff kindischer Lächerlichkeit. Von Grundtvig als Historiker hatte er keine höhere Meinung als von Ingemann als Dichter. Auf die Frage, ob er denn Holberg nicht schätze, antwortete er: O ja, einigermaßen. Das ist Molière ins Holländische übersetzt. Holberg erinnert an ihn wie der Esel an das Pferd. — Dann brachte er die Rede auf die dänischen Philologen. Ich rühmte Madvigs Solidität und sicheres Unterscheidungsvermögen; aber Mommsen hatte sich mit Madvig wegen römischer Antiquitäten überworfen und nannte ihn mit Erbitterung einen plattfüßigen Spießbürger. „Er ist schlimm," sagte er, „aber Ussing, sein Affe, ist weit jämmerlicher und schlimmer." (Einen ähnlichen Unwillen gegen Madvig traf ich bei dem sinnreichen Philologen Otto Ribbeck, Professor in Leipzig, der oft nach Berlin kam. Er besaß Anlagen zum feinen Verständnis für Poesie und erhob gegen Madvig den Einwand: Er hat nie einen Dichter verstanden.)

Die warme Bewunderung, die ich für Mommsens Römische Geschichte empfand, ließ mich seinen mündlichen Aeußerungen nicht mehr Wert beimessen, als sie verdienten. Seine Leidenschaft ging mit ihm durch. Und er gab sich kaum Mühe, gerecht — geschweige denn unparteiisch zu sein. Kam das Gespräch auf Nationalität, Humanität oder Politik, so war seine Rede flammend.

Es ist bekannt, mit welchem Mangel an Mäßigung er, wie Richard Wagner, sich während des Krieges über das französische Volk äußerte. Noch lange Zeit nachher hielt er an seiner Verachtung des französischen Geistes besonders der Wissenschaftlichkeit in Frankreich fest. Dort gibt es, sagte er, außerhalb Paris keinen Schimmer von wissenschaftlichem Sinn; in der Beziehung steht die kleinste italienische Stadt über Städten von dem Umfange Lyons oder Bordeaux's.

Aber zugleich verabscheute und verachtete er die deutsche Vaterländerei, besonders wie sie sich in der Bewegung gegen die Juden geltend machte, die gerade damals angefacht worden war und um sich griff. Sie begann um das Jahr

1879, neun Jahre nach dem nationalen Kriege gegen Frankreich, wie die Judenverfolgungen 1819 der nationalen Erhebung gegen Napoleon in einem Abstand von sechs Jahren gefolgt waren. Beide Male hatten die Deutschen jüdischen Glaubens in einer Reihe mit denen protestantischer und katholischer Konfession gekämpft; im letzten Kriege hatten sogar 327 Juden für die von ihnen bewiesene Tapferkeit das Eiserne Kreuz bekommen. Nichtsdestoweniger wurde jetzt an den Rassenhaß appelliert, und Mommsen war der erste und eifrigste in der Abwehr, teils dadurch, daß er seinen Namen unter den Protest der Notablen setzte, teils indem er einen überlegenen Einspruch in der Sache veröffentlichte.

Mommsen war bekanntlich ein Anbeter und Verehrer Cäsars. Jedem Gegner des großen Cajus Julius wurde in seiner Geschichte ein schreckliches Zeugnis ausgestellt. Man konnte also von vornherein annehmen, daß er Bismarck günstig gestimmt sei. Doch er hatte nicht umsonst schon 1857 seinen Vorbehalt gegen den Cäsarismus genommen. Er verabscheute Bismarck, und als Politiker bekämpfte er ihn aus Leibeskräften, sah in ihm einzig den Feind der Freiheit. Gambetta konnte er nicht besser leiden, und seltsamerweise verglich er die beiden Männer in gewisser Beziehung miteinander. „Achten Sie auf ihre Umgebungen", sagte er eines Tages zu mir. „Solche Männer lassen sich am besten nach ihrer Umgebung beurteilen. Bei Gambetta ist es die Bohême, bei Bismarck eine noch schlimmere Sorte."

Es fiel mir bei Mommsen auf, wie es mich auch sonst im Leben bei hoch angesehenen Historikern (wenn auch nicht solchen Ranges) frappiert hat, daß sie ihren Zeitgenossen gegenüber gewöhnlich mittelmäßige, zuweilen schlechte Psychologen sind, unterschätzen oder überschätzen. Es fehlt ihnen in der Regel vollständig an der Sicherheit des Urteils, die der literarische Kritiker in seinem Fache gar nicht entbehren kann. Auffällig ist es außerdem, wie oft Historiker vom Fach im Verhältnis zu ihrer eigenen Zeit sich an Klatsch klammern, an Klatsch glauben. Dies macht zuweilen ihr Urteil über die Menschen der fernen Vergangenheit weniger vertrauenerweckend. Doch für den, der es empfunden, daß die volle historische Wahrheit ein unerreichbares Ideal ist, macht dieser Umstand die Geschichtsschreiber nicht gerade weniger ansprechend. Geniale Männer wie Mommsen oder Michelet wirken, auch wenn sie von ihren Gefühlen mit fortgerissen werden, durch die Mischung von Wirklichkeitsstudium und Phantasie, mit der sie große historische Bilder geben, die alle freie, sogenannte historische Dichtung übertreffen.

Der ausgezeichnete alte Mann, der mit seinem scharfgeschnittenen Gesicht, seinem feurigen Blick und seinen langen weißen Haaren wie ein Fürst des Gedankens aussah, hatte eine Schwäche, die er auch nicht einmal im gesellschaftlichen Verkehr zu verbergen imstande war: einige wenige Gläser Rheinwein stiegen ihm zu Kopfe. Nachdem ich ihn mehrmals vom Wein umnebelt gesehen hatte, wagte ich eines Abends, als ich ihm an einem Tisch gegenübersaß und mit Besorgnis bemerkt hatte, wie er immer wieder die Hand nach der Flasche ausstreckte, ihn zu fragen,

ob er nicht ein wenig Wasser in seinen Wein wünsche. Er machte schnell eine abwehrende Handbewegung und antwortete: „Wozu? Es ist ja schon Wasser im Wein.“ An demselben Abend saß er bald darauf bewußtlos, mit stieren Blicken da und mußte sich die Treppe hinab und in einen Wagen helfen lassen.

In demselben Jahre erhob Mommsen sich eines Vormittags im Reichstage und hielt eine so wirre Rede, daß seine politischen Freunde ihn umringten und sich bemühten, seine Worte zu überschreien, während sie zu den Stenographen hinaufschickten und bitten ließen, nicht über das zu berichten, was sie trotzdem auffschnappen könnten. Die Stenographen folgten dem Wink aus Respekt vor dem großen Manne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener Festzug. Von Richard Muther.

Es wird so unendlich viel geschrieben, und trotzdem fehlen manchmal Bücher über die hübschesten Themen. Man ist erstaunt, daß noch kein Verleger auf den Einfall gekommen ist, ein historisches Prachtwerk über Festzüge erscheinen zu lassen, denn die Abbildungen, die sich beigeben ließen, könnten ebenso interessant sein wie die kulturgeschichtlichen Erörterungen, die der Text ermöglicht.

Mit der Antike wäre anzufangen. Man würde von Hellas, dem Panathenäenzug, dem Parthenonfries des Phidias sprechen. Dann kämen die Triumphzüge des alten Rom, von denen uns die Reliefe der Triumphalsäulen erzählen, und die später in Andrea Mantegna noch ihren klassischen Exegeten fanden. Das Mittelalter mit seinen Prozessionen und Mysterienspielen würde sich anschließen. Man würde die Mosaiken von San Vitale in Ravenna besprechen, die ein so anschauliches Bild von der sinnbetörenden Pracht einer Pompa solemnis im justinianischen Byzanz vermitteln, würde von den hahnebüchenen Dingen reden, die bald darauf im Norden sich abspielten, wenn kostümierte Komödianten, die Vorläufer der Passionsmimen von Oberammergau, vor ihrem Auftreten als ambulante Reklame durch die Gassen altdeutscher Städtchen zogen. Mit der Renaissance hebt dann die Zeit der weltlichen Festkultur an. Man betete zu nichts anderem mehr als zur Schönheit des Lebens, liebte dieses Leben im verklärenden Spiegel der Kunst zu sehen. So mußte jeder denkbare Anlaß, ein Fürstenbesuch, ein städtischer Ehrentag, eine Hochzeit in hohem Hause, den Vorwand zu einem Trionfo liefern, ganz abgesehen von den Karnevalszügen, die nun alljährlich veranstaltet wurden. Und es ist lehrreich zu verfolgen, wie alle Tendenzen, von denen die Kunst beherrscht war, ihren Ausdruck auch in den Festzügen fanden. Das 15. Jahrhundert war die Zeit der Zierlichkeit, der lustigen Buntheit. So sprach auch aus den Festzügen jene kindliche Farbenfreude, die aus den Bildern der Quattrocentisten jauchzt. Stutzer in glitzernder Rüstung, schlanke Pagen in Trikots und blasse, goldübersäte Frauen, wie man sie aus Gozzolis Bildern kennt, bewegten sich in kaleidoskopischem Wechsel über rosenbestreute Straßen; orientalische Teppiche, stilisierte Laubnischen, Blumengirlanden und vergoldete Putten webten sich zu farben-

frohen Buketts zusammen. Das 16. Jahrhundert war die Zeit der gravità riposata. So machte auch in den Festzügen die ausgelassene Faschingsfreude mehr einer gehaltenen Würde Platz. Die Kunst war nun klassisch geworden, sie wollte zur Ewigkeit sprechen. Die beabsichtigte Ewigkeitsstimmung glaubten die Maler ihren Bildern am besten dadurch verleihen zu können, daß sie, alles Grelle meidend, die Farben auf einen verwitterten grauen Marmorton abdämpften. Dieses Prinzip des Dekolorierens wurde auch für Festdekorationen maßgebend. Ehrenpforten in Sandsteinfarbe, streng in der Form, wurden mit farblosen Statuen und Reliefen geschmückt. Im 17. Jahrhundert ging dieses frostig Feierliche ins bombastisch Rauschende über. Rubens war der Klassiker der Zeit, und die Stadtdekoration von Antwerpen, die er 1635 für den Einzug des Kardinal-Infanten Ferdinand entwarf, scheint das Kolossalste gewesen zu sein, was die Geschichte der Festkultur verzeichnet. Ueppige Triumphbogen erhoben sich am Eingang jeder Straße, die der Prinz passierte. Stark dekolletierte allegorische Gruppen, die Erdteile, die Tugenden und Künste begrüßten ihn. Fanfaren schmetterten und Fontänen rauschten. Riesige Prunkwagen in den ausladendsten Formen des Barock wurden von exotischen Tieren, von Elefanten und Dromedaren gezogen. Das Rokoko liebte diese starken, ruhmrednerischen Effekte nicht mehr. Auch die gebundene Marschroute eines Festzuges sagte den Schmetterlingsneigungen der Zeit nicht zu. Man liebte das Niedliche, Diskrete, das Flanieren und Tänzeln. So lösten im 18. Jahrhundert die wuchtigen regelrechten Festzüge sich in kapriziöse Redouten auf. In Domino und Haremschleier, ein winziges schwarzes Lärvchen wie ein Schönheitspflästerchen auf der Nase, schob man sich auf dem Tanzboden des Markusplatzes — denn Venedig war ja der klassische Boden des Ridotto — kokettierend und intrigierend dahin. Das 19. Jahrhundert, als der Erbe der Revolution, trug diese alte Kultur zu Grabe. Aus dem Chaos, gärend und brodelnd, begann sich der Geist unserer Zeit zu formen. In dieser Welt, wo alles noch unfertig, alles im Werden war, fanden sich die Menschen anfangs nur schwer zurecht. Sie wurden zu Romantikern, träumten aus der Prosa des Alltags sich in versunkene Schönheitswelten hinüber, wo noch Schauben und Baretts, keine Gehröcke und Zylinder getragen wurden. Nebenbei erinnerten sich die Maler wehmütig der Tage, als noch der Künstler mit dem König ging. So kam auch in die Festzüge nun eine romantische Note, die sie vorher nicht hatten. Namentlich kunstgeschichtliche Erinnerungstage, zum Beispiel 1828 der 300. Todestag Albrecht Dürers, mußten das Leitmotiv liefern. Die hübsche Schilderung Gottfried Kellers im grünen Heinrich wird, wenn von solchen Festzügen der Biedermeierzeit die Rede ist, sofort in der Erinnerung lebendig. Was damals noch eine anspruchslose Maskerade war, wurde wieder 50 Jahre später zum brillanten Ausstattungsstück. Es war nun die Zeit der Historienmalerei, die Zeit der Meininger. Die nämlichen Theatereffekte, wie sie Cronegk inszeniert und Piloty gemalt hat, kehren in den Festzügen der 70er Jahre wieder, die in den Münchener

Malern besondere glanzvolle Arrangeure hatten. Und Makart war es dann, der diese Prinzipien von der Isar nach der Donau verpflanzte.

Der große Festzug, der 1879 über die Wiener Ringstraße wogte, bedeutete den krönenden Abschluß dessen, was die Epoche der Historienmalerei in solchen Dingen zu erreichen vermochte. Gewiß, er war nur Reflex. Wie Makart in seinen Bildern Rubens imitierte, zehrte er als Festkünstler von den Brosamen, die von dem Tisch dieses Großen abfielen. Imposant muß die Sache aus zweierlei Gründen aber doch gewirkt haben. Erstens war Makart der populärste Künstler des 19. Jahrhunderts, eine Art Nebenkaiser von Wien. So wirkte es nicht nur wie Reflex, sondern wie ein wirkliches Stück Renaissance, als er auf goldstrotzendem Schimmel in schwarzem Rubens-Kostüm, das weißbefiederte Barett auf dem Kopf, an der Spitze der Künstlerschaft und umbraust vom Jubel des Volkes sich der kaiserlichen Loge nahte. Zweitens hatte er, bevor er den Festzug inszenierte, auch schon für die Folie gesorgt. Denn Makarts Schaffen bedeutet ja eines der seltsamsten Kapitel der Wiener Kulturgeschichte. Er beherrschte seine Zeit, prägte dem ganzen Leben den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Man baute im Makart-Stil, gab Gesellschaften im Makart-Stil, richtete sich im Makart-Stil ein und spielte im Makart-Stil Theater. So konnte, weil die ganze Stadt sich auf Makart stilisiert hatte, auch der Festzug, trotz seiner Unmodernität, fast wie ein Stück Wiener Lebens wirken. Alles, woran man denkt, wenn der Name Makart genannt wird — Prunkwagen und Trophäen, rauschende Brokatroben und nackte Frauenschultern — klang zu einem einheitlichen Akkord zusammen.

Der Festzug von 1908 hatte also eine sehr gefährliche Konkurrenz. Es fehlte ihm das Prestige eines Mannes, dessen Namen allein schon elektrisierend auf die Massen wirkte. Selbst wenn die repräsentierenden Männer von heute — Wagner und Klimt, Hoffmann, Moser und Roller — sich an dem Unternehmen beteiligt hätten, wäre jene alles bezwingende Massenwirkung nicht zu erzielen gewesen. Außerdem hat die Kunstentwicklung, die sich seit 30 Jahren vollzog, uns vor so viel andere ernste Probleme gestellt, daß wir zum Nachdenken über Festzüge keine Zeit behielten. Die Künstler verzichteten darauf, sich an der Sonne versunkener Schönheitswelten zu wärmen, und machten sich daran, für die neuen Lebensäußerungen einer neuen Zeit einen neuen selbständigen Stil zu formen. Sie erkannten, daß eine lebenskräftige Kunst nur vom Blut ihrer eigenen Zeit sich nähren könne, und daß auch die Gegenwart, die so lange verschmähte moderne Wirklichkeit künstlerische Schätze berge, die nur des Entdeckers harrten.

Ein Festzug, der diese Tendenzen klar ausdrücken wollte, dürfte also nur ein Stück schönheitverklärten Lebens sein. Er müßte verkünden, daß wir heimisch in unserer Welt geworden sind und wieder den Mut haben, uns gleichwertig neben die Vergangenheit zu stellen. Doch hier kommt schon ein Fragezeichen. Ist unsere Zeit reich genug an künstlerischer Schönheit, um allein die Kosten einer solchen Veranstaltung

zu decken? Sogar in Amerika, dem modernsten Lande der Welt, glaubte man der Ausstellung von St. Louis nur dadurch Anziehungskraft verleihen zu können, daß man Szenerien aus dem alten Venedig aufbaute. Und selbst wenn wir genug spezifisch moderne Schönheit hätten, würden die Zuschauer, die ihre Tribünensitze bezahlt haben, doch nicht anderes wünschen? Wir ertappen uns auf einer Inkonsequenz, in der sich verrät, daß noch immer die Romantik nachspukt. Ein moderner Festzug ohne historische und ethnographische Beigaben — im Sinne derer, wie sie in der Renaissance- und Barockzeit stattfanden, würde nicht reizvoll genug erscheinen. Trotz aller scheinbaren Modernität teilen wir noch immer mit den Romantikern die Ansicht, daß die Schönheit nur etwas Vergangenes oder Fernes sein könne.

Auch das Historische und Ethnographische würde nun eine Neubelebung im Sinne der modernen Kunst gestatten. Denn die Historien- und Genremaler der letztvergangenen Epoche begnügten sich, kostümierte Statisten inmitten von Atelierszenerien abzumalen. Der Impressionismus hat uns das mettre l'homme vrai dans son milieu vrai gelehrt. Man vermöchte echter zu sein. Man könnte Menschen vorführen, die nicht nur durch die Gewänder, die sie trügen, auch durch Schritt und Geste ihre Epoche und ihr Volkstum ausdrücken, könnte die Szenerien so gestalten, daß ein Einklang zwischen Figur und Milieu bestünde. Die Genremaler begnügten sich ferner, novellistische Einzelzüge aneinanderzureihen und schädigten durch die Fülle dieser gleichgültigen Details die Wirkung des Ganzen. Heute haben wir erfaßt, daß Stil im Weglassen des Nebensächlichen besteht, daß durch Synthese, durch Vereinfachung, durch Herausschälen des Signifikanten eine weit schlagendere Wirkung als durch die verwirrende Anhäufung episodischer Einzelheiten erzielt werden kann. Sogar dem Theaterstil haben diese Entdeckungen der modernen Kunst wichtige Anregungen gegeben. Doch lassen sie auch für Festzüge sich ausnützen? Schwerlich. Denn die Straße ist etwas anderes als das Theater. Ein verwöhntes Auge wird nie ganz befriedigt sein, wenn historische Gruppen und Bauernkavalkaden sich durch die breiten Straßen einer modernen Großstadt bewegen. Die Stilisierung der Gruppen aber würde einen ruhigen Fond voraussetzen, der die ästhetischen Feinheiten machtvoll zusammenfaßte. Sie gehen verloren, solange als Repoussoir nur das unruhige Gewimmel der Zuschauer dienen kann.

Daß der Festzug des 12. Juni die Tendenzen der modernen Kunst ebenso typisch zum Ausdruck brachte wie der von 1879 typisch für die Makart-Zeit war, läßt sich also keinesfalls sagen. Er erinnerte lediglich daran, daß wir im Zeitalter des Kinematographen leben. Der einzige Gesichtspunkt, von dem die Veranstalter ausgingen, war der, eine unabsehbare Fülle von Bildern wie auf einer Drehscheibe sich abrollen zu lassen. Trotzdem. Eine so geringe Rolle die Kunst dabei spielte, war er das Schönste und Stimmungsvollste, was ich Zeit meines Lebens sah. Es gibt eben Dinge, die weit mehr als Kunst ergreifen, Dinge, die ein Künstler überhaupt nicht macht, sondern die nur das Ergebnis mächtigerer Faktoren sein können.

Erstens ist es etwas Seltsames um ein Land mit alter Kultur. Es war ein unsagbarer Eindruck, im historischen Teil des Festzuges zu sehen, welche Ewigkeitskette in Oesterreich die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Alle großen Männer der altösterreichischen Geschichte wurden von ihren wirklichen Nachkommen, ihrem eigenen Fleisch und Blut dargestellt. Die Enkel — die Salm, Trauttmannsdorff, Palffy, Khevenhüller, Rüdiger von Starhemberg, Radetzky — traten in der Maske der Ahnen auf und verliehen dem Ganzen eine Stammbaumschönheit, die doch etwas anderes als eine schauspielerische Leistung war. Zweitens ist Oesterreich ein Orbis pictus, ein Land, wo Schönheit blumengleich aus dem Boden sprießt. Es war eine Orgie, ein Festschmaus für das Auge, all diese Leute aus Böhmen und Galizien, aus Dalmatien und Polen, aus Steiermark und Tirol, aus Istrien und der Bukowina zu sehen, wie sie in ihrer bunten Nationaltracht sich zu einem farbensprühenden, schwarzgelb umwundenen Bukett verwebten. Man merkte, wie Märchen entstehen. Gestalten, die aus Mythen, aus alten Heldenliedern, aus Gedichten Walthers von der Vogelweide geschnitten schienen, kamen als lebendige Wesen daher. Und fast mystisch ist die naiv sichere Gestaltungskraft dieser durch die Jahrhunderte unverändert gebliebenen Volkskunst. Man hatte das Gefühl, daß eigentlich jeder Mensch ein geborener Künstler sei, daß ein animalischer Instinkt für Kunst jedem verliehen ist. Denn all diese bunten Gewänder und seltsamen Hüte, all diese Mäntel und Westen, Mieder und Schürzen schienen mit ihren Trägern so organisch verwachsen, die kühnsten Farbenkombinationen waren mit so elementarem Geschmack gelöst, daß man fast an den Herrgott dachte, der ja auch jedem Tier, jedem Vogel das passende Fell und Gefieder gibt. Doch selbst diese Dinge, so wundervoll sie waren, blieben an Stimmungskraft hinter anderen zurück. Man muß einen solchen Festzug nur nach Berlin verlegen. Da wäre er von militärischer Exaktheit. Die obligate, auch militärisch disziplinierte Hurrastimmung würde über alles sich breiten. Hier sah man, daß ein Kaiser, auch ohne zu posieren, von rein menschlicher Vornehmheit wie von einem Nimbus umstrahlt sein kann, sah, daß ein Bürgermeister gar nicht nötig hat, den Untertan allzusehr zu markieren und bei allem Takt, mit dem er seine königliche Würde wahrt, doch sehr Schönes zu sagen vermag, sah, daß ein Publikum gar nicht Hurra zu brüllen braucht, und daß trotzdem ein Kontakt, ein viel, viel feinerer Kontakt zwischen dem, der gefeiert wird, und denen, die ihn feiern, bestehen kann. Da der Festzug fast aus dem Stegreif improvisiert werden mußte, ergaben sich auch sonst manche netten, ganz spontanen Pointen, die von einem Etwas durchzittert waren, das wir nicht mehr kennen. Das Pärchen aus Tirol, das dem Kaiser Alpenrosen brachte, und der alte Wurzelsepp, der plötzlich stehen blieb, um ihm auf dem Alpenhorn ein Kuhreigensolo vorzublasen, waren so einige von den Dingen, die fast zu Thränen rührten und im Reichsdeutschen nebenbei recht nachdenkliche Empfindungen auslösten.

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

IX. Lyrik von Goethe bis auf die Gegenwart.

Unter den Lyrikern aus älterer Zeit, deren Namen von Kindertagen jedem Deutschen durch die Schule vertraut sind, und die daher im deutschen Haus ein ähnliches Heimatsrecht besitzen oder besitzen sollten wie Schiller, sind vor allem Bürger, Arndt, Uhland, Chamisso, Eichendorff, Rückert, Platen zu nennen. Jedem von uns wird, sobald einer dieser Namen genannt wird, ein Lied im Ohr klingen, ein Bild auftauchen, eine Stimmung wach werden aus der Jugendzeit, wo wir diese Namen zum erstenmal hörten oder unter einem Gedicht in unserem Lesebuch fanden. Es ist aber damit keineswegs gesagt, daß wir damit auch ihr Bestes und für uns als reife Menschen Wertvollstes kennen gelernt und festgehalten haben, denn die Schule wählt ja und kann ja nicht nach rein künstlerischen Gesichtspunkten wählen; sie verfolgt bei den Dichtungen, die sie den Schülern nahebringt, zugleich oder an erster Stelle pädagogische Zwecke, und gerade manche der schönsten Dichtungen sind dadurch von vornherein ausgeschlossen, nicht so sehr, weil sie etwas wie schädliche Einwirkung auf das kindliche Gemüt ausüben könnten, als weil sie ihrem Stoff und ihrem Anschauungskreis nach einfach über das kindliche Fassungsvermögen hinausgehen und daher für die nächsten Zwecke der Schule belanglos sind. Und so ruht in den Liedern dieser Dichter noch ungehoben ein lebendiger Schatz reinster, ursprünglichster Poesie, den zu heben jeder sich selbst bemühen muß, um reich belohnt zu werden. Das gilt vor allem von Uhland. Wer ihn nur von der Schule her kennt, ahnt gar nicht, wie reich er ist und wie reich er noch heute jedem gibt, der ihm still zuhört. In seiner Frühlingspoesie ist ein Duft und ein Glanz und vor allem eine individuelle Färbung der Landschaft wie der Stimmung, die noch über Goethe hinausführen, in seinen Wander- und Freudenliedern Töne von tiefster Innigkeit, ahnungsvoller Schwermut und jubelnder Lebensfreude, die nur leise angeschlagen unsere Seele mitklingen lassen in reinstem Genießen. Eine Sammlung von fünfzig der schönsten Uhlandschen Gedichte, das wäre es, was wir brauchen könnten. Und etwas von Eichendorff, dem wir nicht nur das wundervollste Frühlingslied, das vielleicht je in deutscher Sprache gedichtet worden, „Ueberm Garten durch die Lüfte" verdanken, sondern der so recht eigentlich der Poet gewesen ist, der das Bild der spezifisch deutschen Landschaft, mit den sanft gewellten Hügeln, den rauschenden Wäldern und den zu Tal rieselnden Bächen und den geheimnisvollen Stimmen der Mondnacht als Ganzes geschaut und zum Singen gebracht hat, mit seiner „Wünschelrute":

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort."

Und eben solche Sammlung der Auswahl brauchten wir von Rückert, der uns in Kindertagen das Lied „Vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt" und die nachdenklichen Geschichten von „Eidher, dem ewig Jungen" und vom „Mann im Syrerland" erzählt hat, mit dem wir in Jugendjahren seinen „Liebesfrühling" mitdurchlebt haben, und mit dem wir, wenn die Sommerfäden über das herbstliche Laub fliegen, leise mitsingen: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar." Auch Chamisso sollte uns in einer solchen Auswahl nicht fehlen, wenn auch vielleicht nicht jeder heute ganz sich mehr in die Gefühlswelt von „Frauenliebe und Leben" hineinzuversetzen vermag. Er hat außerdem in verhältnismäßig wenig bekannten Liedern Töne — tiefernst und heiter — angeschlagen, die dunkle Gefühle im Herzen noch heute lustvoll wecken.

Wenn wir aber fragen, wer an erster Stelle von all den Sängern, die nach Goethe aufge-

standen sind, und die nun auch schon lange die Erde deckt, in seinen Liedern die Kämpfe, die Ideale, die Dissonanzen des verflossenen Jahrhunderts zusammenfassend wiederzuspiegeln und wiedertönen zu lassen gewußt hat, dann gibt es nur einen Namen als Antwort, der sich unmittelbar an Goethe anreiht, und den als eines Poeten von Gottes Gnaden jeder in Ehren halten muß: Heinrich Heine. In diesem Rahmen wäre es eine Verwegenheit, wollte ich über ihn, dessen Lieder, wie die Goethes, Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit sind, ein anderes Wort sagen als: Lest ihn. Es gibt keine Entschuldigung vom Gegensatz der Weltanschauung, der politischen Meinung, von Rassenantipathie, die irgendeinem gestattete, Heine zu ignorieren oder gar als Poeten nicht gelten zu lassen. Er ist mit all den Unarten, die er reichlich besitzt, mit all den Dissonanzen, die in seinem Leben wie in seiner Dichtung oft so grell aufschreien, einer der größten Lyriker aller Zeiten, der auch da, wo seine Individualität vielleicht dem Einzelnen verletzend entgegentritt, sich den Respekt vor seiner künstlerischen Persönlichkeit erzwingt. Ihn verleugnen, ihn ausschalten wollen aus der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, hieße zugleich, fast die gesamte deutsche Lyrik nach 1830 verleugnen, denn in ihren künstlerischen Ausdrucksformen und Mitteln steht sie bis in die jüngste Vergangenheit ganz auf Heines Schultern. Die Form des Liedes, wie sie Heine vor allem im „Buch der Lieder" geprägt hat, d. h. die Zusammenfassung eines Gefühls, eines Stimmungsgehalts in ein Gedicht von prägnanter Kürze und melodischer Kraft, das in zwei, drei Strophen alles sagt, ist seitdem die Form des deutschen Liedes überhaupt geworden. Und wer vom Dichter nicht verlangt, daß er ihm immer nur seine, des Lesers, Stimmung künstlerisch verklärt wiedergibt, wer den Reiz zu schätzen weiß einer Plauderstunde mit einem Künstler, dem das Leben sich oft, ja meist, in ganz anderen Farben und Linien reflektiert, der über das Ernsthafteste lachen und spotten, über das scheinbar Gleichgültige traurig werden kann, der wird Heine immer wieder als einen stets willkommenen Gast laden, wenn er von den kleinen Fratzen des Tages sich einmal durch ein Lachen befreien will. Jedenfalls gehört das „Buch der Lieder" in jedes Haus, und von den beiden späteren Sammlungen, dem „Romanzero" und den „Neuen Gedichten", wäre dringend zu wünschen, daß sie in einer guten Auswahl bequem zugänglich wären.

Vor allem aber brauchen wir eine Auswahl aus Eduard Mörike. Das Wort, das Theodor Storm in seinem „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius", nach meinem Urteil die wertvollste Blütenlese, die wir gerade für die Zeit von Goethe bis etwa 1880 besitzen, 1870 schrieb: „daß Mörikes Gedichte in keiner Bibliothek fehlen dürften, in der unsere poetische Literatur auch nur andeutungsweise vertreten ist", das Wort, das damals wie die Stimme eines Predigers in der Wüste klang, ist ja heute schon von einem starken und täglich wachsenden Chor aufgenommen, aber trotzdem dürfen wir nicht müde werden, immer wieder auf ihn hinzuweisen. In seiner Dichtung klingt ein Ton Goethes, klingt Uhland, klingt ein Lautenakkord vom Volkslied, und aus weiter Ferne zuweilen auch wie ein Raunen aus der Märchenwelt, alles das ist zusammen verschmolzen zu einem Stimmklang, der einen neuen und — so zart und so weich er ist — einen so starken und vollen Ton gibt, daß, wer ihn einmal vernommen, ihn nimmermehr vergißt. Eben deshalb aber sollte man gerade heute, wo die Mörikeausgaben wie Pilze aus der Erde schießen, das Schönste und Reifste von ihm, das Ewigkeitswert hat, in einem kleinen Bändchen zusammenstellen, das mit seinen 100 Seiten schwerer wiegt und reinere Freuden bringt, als die mit Gelegenheitsdichtungen beladenen vollständigen Ausgaben.*) Aus seiner Dichtung klingt es wie das Lied von Orplid, dem Märchenland seiner Phantasie:

„Du bist Orplid, mein Land!
Das ferne leuchtet;
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.

*) Auch die bei Langewiesche erschienene von Wilh. Vesper herausgegebene „Auswahl" ist vielleicht noch nicht das Ideal einer solchen.

Uralte Wasser steigen,
Verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter sind."

Und neben Mörike stellen wir ihn, der, solange er lebte, nicht müde wurde, bewundernd zu Mörike aufzuschauen und für ihn zu werben: Theodor Storm. Als Lyriker ist er entschieden Mörike innerlich sehr verwandt, insofern für ihn das lyrische Gedicht reinster Empfindungsausdruck ist; ein Gefühl mit ‚konzentrierter künstlerischer Kraft, in prägnantester Fassung, in individuell beseelter rhythmischer Form. Die persönliche Note ist gegeben durch ein eigentümliches Gemisch von fast weiblich zarter Empfindung und verhaltener Leidenschaftlichkeit, die gerade durch die bewußte Dämpfung des Tones und der Farben zugleich eine Vorstellung von männlicher Kraft erweckt. Und das ist es z. B., was ihm als dichterischer Persönlichkeit das Uebergewicht über Nikolaus Lenau gibt, mit dem er sich in der suggestiven Kraft, melancholische Seelenstimmungen in melancholische Naturstimmungen zu übertragen oft berührt. Aber während Lenau, dem wir ja einige wundervolle, in ihrer Schlichtheit und in ihrem stimmungsvollen Reiz unübertreffliche Lieder verdanken, fast ausnahmslos in Gefühl versinkt, sich — bildlich — in Tränen auflöst, klingt auch in die weichsten Akkorde Stormscher Liebessehnsucht und ahnender Gefühlsdämmerung, melancholischer Trauer der starke Pulsschlag männlicher Leidenschaft herein, für die auch der tiefste Schmerz zur Kraft wird. Es spricht zu uns eine Seele, die so eins ist mit den schöpferischen Trieben des Lebens, in jedem Augenblick so eins mit der Natur in allen ihren Erscheinungsformen und Betätigungen, daß jede Resonanz des Lebens in Freude oder Schmerz immer wieder in Lebensbejahung ausklingt. So ist es auch charakteristisch für ihn, daß er, der von sich selber einmal gesungen:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land.
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

in den nationalen Fragen, die seine Heimat Schleswig-Holstein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufs tiefste erregten, in dem Kampf auf Tod und Leben mit Dänemark nicht nur im öffentlichen Leben seinen Mann gestanden, sondern auch in seiner Dichtung ergreifende Töne männlichen Zorns und zukunftsfreudiger Kampfeslust angeschlagen hat. Und bezeichnend ist ferner für ihn, daß er es nie verwunden hat, daß man diese Seite seines Charakters nicht entsprechend gewürdigt und ihn immer nur als den Sänger der Sehnsucht und der Liebe hat gelten lassen. Diese Erfahrung machte ihn auch geradezu ungerecht gegen seinen nur wenig älteren Zeitgenossen Emanuel Geibel, dessen Dichtung in den Jahrzehnten der politischen Kämpfe um Deutschlands Einheit von 1840—1870 das Echo aller nationalen Schmerzen und Freuden, vor allem aller nationalen Hoffnungen gewesen ist.

Merkwürdig genug gilt heute Geibel dem jungen Geschlecht als Lyriker nicht recht mehr für voll; er ist ihm bald zu weich und bald zu pathetisch, das Urbild eines Goldschnittlyrikers. Dies Bild ist aber falsch; wer die bleibende Bedeutung Geibels für die deutsche Lyrik erkennen will, der muß ihn unter dem Gesichtspunkt eines großen nationalen Lyrikers sehen, der in Zeiten schwerer Not als ein „Herold deutscher Ehren", als ein Prophet und Seher seines Amtes gewaltet hat und zugleich als ein Poet, dem Feuer und Kraft des Wortes in ungewöhnlichem Maße verliehen war, und der um deswillen auch von den heutigen und von den künftigen Geschlechtern in lebendiger Erinnerung bewahrt und in Ehren gehalten werden soll, nicht allein um des Liedes willen, das alljährlich, wenn der Frühling von den Bergen steigt, über die blühende Welt klingt: „Der Mai ist gekommen".

Theodor Storm hat oft darüber geklagt, daß man ihn nur als Novellisten gelten lassen, daß die meisten seiner Leser keine Ahnung davon hätten, daß er auch

ein Lyriker sei. Ein ähnliches Los ist Konrad Ferdinand Meyer beschieden; je größer täglich der Kreis derer wird, die ihn um seiner Novellen willen lieben, die Zahl derjenigen, die den Lyriker kennen und zu schätzen wissen, ist noch immer im Verhältnis bescheiden. Und doch enthält der Band „Gedichte von K. F. Meyer" mit das Schönste, Tiefste und Eigenartigste, was die Lyrik des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Wer einmal dem Lyriker Meyer in die Augen gesehen, wer einmal das Entfalten dieser tiefen, ernsten, durch stumm getragene Schmerzen aus tiefer Nacht zum Licht verklärten vornehmen Männlichkeit in einem jener in wenigen Tönen zu einem ergreifenden Dur- oder Mollakkord zusammengefaßten Gedichte in tiefer Erschütterung mitdurchlebt hat, der wird die Erinnerung daran nie vergessen. Es ist überall, wie er selbst gesagt, „das Firnelicht, das große, stille Leuchten" in seinem Wesen und Gedicht, das den Leser, auch wo es sich scheinbar nur um Stimmungen und Erlebnisse des Alltags handelt, mit dem Ewigkeitshauch berührt. Nichts Kleines und Kleinliches, und doch in jedem der Pulsschlag des starken, alle Höhen und Tiefen der Menschheit mit Inbrunst umfassenden Lebens, und über all dem männlichen Ernst, der den Grundakkord gibt, ein blauer ätherischer Duft, zuweilen ein heiteres Lachen, ein seliges Jauchzen, wie der Freudenruf, der in seiner Heimat in der Sonntagsfrühe von den Bergen hallt.

Es gibt ein Gedicht, überschrieben „An Konrad Ferdinand Meyer":

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit,
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.
Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf,
Bin ich bei dir".

Der Dichter dieser Verse ist Detlev v. Liliencron, der jetzt 64jährige, der trotzdem heute noch als Wortführer der jungdeutschen Lyrik gilt, als der Bahnbrecher, der für die Jugend und mit der Jugend Neuland erobert hat. Als im Jahre 1883 seine erste Gedichtsammlung, „Adjutantenritte", erschien, war für jeden, der ein Ohr für dergleichen hat, das erste Gefühl: das ist ein neuer Ton. Diese Lyrik hat mit Heine nichts mehr zu schaffen, noch weniger als die von Storm und von Mörike, obgleich letzterer von Heine gar nicht und Storm nur ganz vereinzelt beeinflußt erscheint. Aber beide, Storm wie Mörike, können das Zeitalter, in dem sie geboren, und das auch das Zeitalter Heines war, nicht verleugnen. Sie haben dieselben Stimmen in den Lüften umgehen hören, wie er, wenn sie ihnen auch anders geklungen haben. Diese Stimmen der Zeit sind aber jetzt verhallt, und der Dichter der neuen Zeit, der ihnen sich ebenbürtig anschließt, ist, so verwandt der Stimmungsgehalt eines Teils seiner Lyrik namentlich der Storms erscheint, doch schon durch den Stoff und Anschauungskreis, den die neue Zeit vor ihm aufgetan hat, auf einen ganz anderen Ton gestimmt. Auch wer gar nichts wüßte von den Lebensverhältnissen dieser drei, müßte aus dem veränderten Pulsschlag herausfühlen, daß der jüngste von ihnen der Typus einer tatfreudigen Generation ist, die in der Freude am Schaffen auch eine andere Freude am Dasein an sich, und damit auch eine ungleich größere Unbefangenheit im Genuß des Daseins hat, als jene feingestimmten Seelen mit dem nach Innen gekehrten Blick, die in dem engen Kreis nächster Bluts-, Stammes- und Empfindungsverwandter die Resonanz ihres Gefühlslebens suchten, die sich ihnen aus den verstimmenden und verbitternden Einflüssen der großen Weltbegebenheiten nicht ergab. Dies gilt auch für Storm trotz seiner Kampflieder, denn sie waren, wie er ja selbst betont, nicht die Töne, die der eigentlichen Grundstimmung seiner Seele entsprachen. Das Neue bei Liliencron war und ist, daß bei ihm (trotz der nächsten Verwandtschaft mit Storm, trotzdem er mit diesem in stimmungsvoller Erfassung und der Kunst liebevoller Kleinmalerei der idyllischen Farben und Töne der heimatlichen Landschaft wetteifert) seine Grundstimmung durchaus nicht idyllisch, sondern heroisch ist, und daß infolgedessen in

seiner Lyrik auch jene heroischen Elemente zu ihrem Recht gekommen sind, die bisher — wie z. B. bei Geibel — mit einem gewissen Pathos und Rhetorik untrennbar verbunden erschienen. Ein Mann im Kampf, dem am wohlsten zu Sinne ist im Kampf von Mann zu Mann, in der Feldschlacht, und dem auch kein schönerer Tod auf der Welt ist, als „wer vorm Feind erschlagen in grüner Heid, im freien Feld, darf nicht hör'n groß Wehklagen." Die Eindrücke von drei Kriegen, in denen er als Berufssoldat im Felde gestanden, haben sich ihm nicht wie bei der Mehrzahl der Lieder aus den Freiheitskriegen zu mehr oder minder rhetorisch gefärbten Anklagen gegen den Feind oder Ermahnungen zur Vaterlandsliebe verdichtet, sondern sie sind, wie seine Lieder die Freude am Genuß singen, geboren aus dem tiefsten Drange, lebendig in Lust und Grauen Durchlebtes wiederzugeben im Ton und in der Stimmung, im Rhythmus, wie sie im Augenblick des Erlebens auf ihn gewirkt haben. Also ein lyrischer Naturalismus. Den Mann im Kampf und in der Freude des Lebens, das spiegelt Liliencrons Dichtung wieder, mag er von der Feldschlacht, von kecken Liebesabenteuern, von Freude an Schönheit, im Menschen und in der Natur, singen. Und das packt und das hält fest, auch wenn ihm nicht allezeit (in dem Bestreben, das innere Erleben in absoluter Naturtreue vor der Seele des Lesers mit allen Farben erscheinen zu lassen) die gestaltende, d. h. das Zufällige des Geschehnisses ausschaltende und nur den Kern der Tatsachen oder der Stimmung herausarbeitende Kraft bis zum letzten Pinselstrich oder Meißelhieb treu geblieben ist.

Unter den jüngeren Lyrikern, die mit und nach Liliencron zu Worte kamen und deren Lied, wie seines, in ängstlichen Gemütern zunächst die Vorstellung einer völligen Revolution des Geschmackes erweckte, die sich in ihren Wegen und Zielen innig mit den Bewegungen auf dem Gebiet des Romans und Dramas berührten, ist es nur wenigen beschieden gewesen, das Aufsehen, das sie durch das Ungewohnte ihrer Ausdrucksformen erregten, in ein die Stimmungen des Tages überdauerndes Ansehen, das sich auf eine geschlossene künstlerische Persönlichkeit stützt, zu verwandeln. Unter den lyrischen Naturalisten der liebenswürdigste und sympathischste ist wohl der heute 55 jährige Gustav Falke, der sich selbst einen Schüler Liliencrons nennt, der aber (so wenig er seinen Meister im Ton verleugnet) doch eine eigene persönliche Note hat. Das Naturburschentum, die unbändige und dabei doch tief innerliche Lebensfreudigkeit, die mit ihrem Jauchzen und Lachen den Leser mitfortreißt, und eine Welt von Sonnenschein, durch die der Frühlingssturm fährt, vor die Seele zaubert, erinnert an Liliencron, aber in der Form, in der Sprache, in der Komposition ist er weniger Draufgänger. Er begnügt sich nie, wie Liliencron das oft tut, nur ein paar Akkorde anzuschlagen, sondern er weiß immer, diese Akkorde in einen musikalischen Satz zu bringen, der eine geschlossene künstlerische Einheit darstellt. Er ist harmonischer.

Von einem vergeistigten Naturalismus kann man, ähnlich wie im Drama, auch in der modernen Lyrik reden, und sein bedeutendster Vertreter ist der, mit dem ich diesen Ausblick auf die Lyrik unserer Tage schließe, Richard Dehmel, der jetzt 45 jährige. Unter begeisterter Zustimmung eines zunächst ganz kleinen Kreises Schaffender (an ihrer Spitze Liliencron) und unter starkem Widerspruch, der bald in Hohn und Spott, bald in Anklagen wegen Immoralität von seiten der Staatsanwaltschaft zu Worte kam, hat Dehmel sich mühsam seinen Platz erringen, erkämpfen müssen. Er hat es auch den Freunden nicht leicht gemacht; seine dichterische Individualität ist spröde, und alles eher als liebenswürdig. Es wühlt in seinen an starken und schönen Bildern reichen, aber in ihrer schwülen Symbolik oft schwer faßbaren und deutbaren Gedichten eine eigentümlich düstere Glut fressender Leidenschaft, die in grellen Farben und schroffen Dissonanzen ihren künstlerischen Ausdruck sucht. Er ist infolgedessen ein Poet, der nie populär werden wird, den immer nur ein kleiner Kreis Verstehender zu den Großen rechnen wird.

Einer, der in seiner herben, wilden Schroffheit, in seinem grübelnden Tiefsinn, mit dem er sich in die Geheimnisse des Lebens vertieft, nicht jeden Leser auf die Höhe, von der aus er selbst ins Leben hineinschaut, emporzutragen vermag, wohl aber einer, der den, der ihm bis auf die Höhe folgen konnte, festhält und nicht wieder losläßt.

Die Lyrik Stephan Georges, Rainer Maria Rilkes und ihrer Verwandten richtet sich so entschieden nur an einen kleinen Kreis von besonders fein abgestimmten Genießern, daß sie in dem Rahmen einer „Hausbibliothek", wie ich ihn hier in großen Umrissen zu ziehen versucht habe, einen Platz wohl selbst nicht erstreben.

Rede für eine Heinefeier zu Gunsten einer Heinebüste im Foyer des Düsseldorfer Schauspielhauses.

Von Herbert Eulenberg.

Meine verehrten Anwesenden, der leider körperlich heute am Erscheinen verhinderte Heinrich Heine hat mich gebeten, in seinem Namen folgendes zu erklären:

Es hat mich in den elysäischen Gefilden, für die ich seit Paris eine große Vorliebe habe, sehr erfreut, zu vernehmen, daß man mir im Schauspielhause zu Düsseldorf, dem ich seit seiner Begründung viele Sympathien entgegenbringe, eine Büste setzen will. Obgleich ich gestehen muß, daß ich in bezug auf Denkmäler namentlich in letzter Zeit etwas, wie ihr Menschen von heute sagt, nervös geworden bin. Wie man die Leiche weiland Heinrichs IV., römischen Kaisers deutscher Nation, nicht beisetzen und zu Staub werden lassen wollte, so will man meinen durch ein schweres Leben erkämpften Ruhm anscheinend durchaus nicht zu Stein und Marmor kommen lassen. Ruhelos, gleich Pontius Pilatus, wird so ein armer Stein, der meine Züge zeigt, von Land zu Land, von Korfu bis nach Amerika herumgejagt, und meine Dichterkollegen, die ich bei Lebzeiten gehänselt und gequält habe, machen alle Mittage bei Plutos Tafelrunde schadenfroh schon ihre Witze darüber, die ein weniger Schlagfertiger als ich kaum mehr parieren könnte.

So ist mir meine Denkmalsangelegenheit mit der Zeit wirklich ein wenig verleidet worden, und ich muß offen gestehen, daß ich gegen einen einzigen Kuß der zurzeit schönsten Düsseldorferin und Landsmännin einen ganzen Wald von meinen Denkmälern hergeben möchte. Da aber dieses nicht gut möglich ist — denn ihr würdet schaudern vor mir, meine Geliebten! —, so will ich gerne stillhalten, wenn man meinem Angedenken in meiner Vaterstadt ein paar Lorberblätter streut, und meinen Kopf dort in einen stillen Raum hinstellt, meinen Freunden zur Freude und meinen Feinden zum Trotz. Ich will ganz ruhig in Stein auf meinem Sockel stehen bleiben und immer lächeln, und hinter keinem die Nase rümpfen oder die Zunge herausstrecken, mag er auch aussehen wie ein moderner Maßmann, der poetische Vorturner, oder wie ein neuer Demagogenrieche, oder wie ein Zensor, der bedauert, daß es nicht mehr wie zehn Gebote gibt. Just der Platz, den man in Düsseldorf für mich ausgesucht, will mir am besten gefallen, weil ich nach Mitternacht, wenn niemand mehr im Theater ist, nicht mehr strammstehen muß, sondern meinen Kopf in der Nacht promenieren lassen und mir die alten Stellen wieder besehen kann, wo ich als Knabe mit den „Haluten" der Bolkerstraße

gespielt habe, wo mich das rote Sefchen, des Scharfrichters Töchterlein, auf den Mund geküßt hat, wo ich zum erstenmal Liebe und zum erstenmal Hiebe bekam, wo ich Napoleon und seinen Schimmel gesehen habe, und die Stelle im Hofgarten, wo ich mich entdeckte und fühlte, daß ich ein großer Dichter werden würde, und dabei vor Freude weinte, wie Kolumbus, als er Amerika entdeckte.

Ich will ganz ohne Geräusch diese alten Erinnerungen einsammeln, und die Liebespaare auf den Bänken im Park sollen nicht erschrecken, wenn sie mich irgendwo erblicken, wie ich im Mondschein mit meinem Kopf im Grase liege und den Nachtigallen lausche oder zwischen zwölf und eins auf dem Geländer über die Rheinbrücke laufe, und wenn einer das Lied von der „Lorelei" singt, erschrocken ins Wasser falle. Meinen Feinden in der Stadt aber will ich nachts als Puck erscheinen und ihnen meine frechsten Gedichte langsam in die Ohren vorlesen, daß sie am anderen Morgen sich vor ihrem eigenen Spiegel entsetzen sollen.

Was mögen nur diese superguten Leute wider mich haben, daß sie noch heute, nachdem ich ihnen zu Gefallen schon vor 52 Jahren gestorben bin, meinen Namen wie den des Gottseibeiuns aussprechen und sich bei meinen Gedichten und Geschichten bekreuzigen? Daß ich ein Jude gewesen bin, ist erstlich eine Nebensache, für die sie eigentlich nur mit meiner Mutter böse sein könnten. Daß ich kein so guter Patriot wie Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt gewesen bin, ist die Schuld der Geschichte, die mir statt eines Bismarcks einen Metternich als politischen Zeitgenossen gegeben hat. Hätte Madame Clio mich heute in Deutschland zur Welt gebracht, so wollte ich ebenso laut wie ein preußischer Kriegsminister „Die Wacht am Rhein" mitsingen. Aber für die Karlsbader Beschlüsse, die Zensur und die Zentraluntersuchungskommission über jeden, der „Frei ist der Bursch" gesungen hatte, konnte ich mich beim besten Willen nicht begeistern. Bleibt schließlich nur der Vorwurf an mir haften, daß ich zeit meines Lebens eine kaum zu bändigende Vorliebe für das schwache Geschlecht empfunden habe. Aber ich meine, gegen dieses schöne Laster, falls es überhaupt eins ist, sollte man heutigentags bei uns in Deutschland gerade ein wenig toleranter geworden sein.

Fragt zum guten Schlusse einer oder der andere meiner Gegner, der mich nun einmal nicht ausstehen kann, noch, was ich denn in einem deutschen Theater zu suchen oder zu verlieren habe, so ist dem folgendes klarzumachen: Einmal habe ich selbst der deutschen Bühne zwei Stücke, den „Almansor" und den „Ratcliff" geschenkt, die auch nicht schlechter sind als die Stücke, die Blumenthal und Kadelburg, meine Brüder in Moses, nicht in Apoll, geschrieben haben, wenngleich sie nur einmal statt hunderte Male aufgeführt worden sind. Ich hätte noch mehr und noch Besseres für das deutsche Theater schaffen können, wenn ich nicht, gleich Goethe, eine unerträgliche Abneigung gegen das Pfeifen des Publikums gehabt hätte, ähnlich der gegen lange Fahrten auf stürmischer See, so daß ich immer halb krank vor Ekel und Furcht an die stille Küste meiner Lyrik zurücktrieb.

Infolgedessen mußte ich mich darauf legen, die deutsche Bühne mehr kritisch zu betrachten und zu hegen, so wie ein Invalide sich allmählich eine bloß platonische Liebe zurechtmacht. In dieser Rolle eines bescheidenen Hausfreundes habe ich stets getan, was

in meinen starken kritischen Kräften stand: Ich habe Immermanns Stücke gepriesen und, was noch mehr heißt, gelesen, ich habe Richard Wagner auf den „Fliegenden Holländer" und auf die deutschen Sagenstoffe aufmerksam gemacht, ich habe Hebbel geraten, so viel er sich raten ließ. Ich war wie ein Jagdhund immer nach guten Stücken her, und wenn ich nicht mehr aufstöbern konnte, so war es die Schuld der Rebhühner und nicht des Hundes. Ich habe Michael Beer, den Dichter des „Struensee", entdeckt und wieder zugedeckt, ich habe als erster Grabbe ein Genie genannt und als letzter Kotzebue sein Talent vorgeworfen. Ich habe mich um die Hohenstaufen verdient gemacht, indem ich kein Stück auf sie verfaßt habe und ihren Dichter Raupach unschädlich zu machen suchte. Ich habe in Paris mit Grillparzer dejeuniert, mit Meyerbeer diniert, mit Offenbach souplert und mir den Magen dabei verdorben, alles aus Liebe zum deutschen Theater. Ich habe mich sogar für das Ballettkorps interessiert und mir beim Betrachten seiner Sprünge das Rückgrat verdreht, so daß ich die zehn letzten Jahre meines Lebens im Bett zubringen mußte, alles aus Liebe zum Theater.

Will man mir also im Theater meiner Vaterstadt an stiller Stätte ein schlichtes Denkmal ohne jedes Pathos setzen, so habe ich dies, wenn nicht durch meine Gedichte, deren Schönheit übrigens auch Superintendenten nicht mehr leugnen, so doch durch meine Teilnahme für die deutsche Bühne und ihre edlen wie unedlen Bestrebungen durchaus verdient. Und aus Anlaß dieses für mich so erfreulichen Ereignisses habe ich noch einmal in der Unterwelt den Pegasus gesattelt, der sich hier unten bisweilen von den lebenden Poeten erholt, und habe ähnlich dem Sonett, das ich einst zum Entsetzen von Juden, Heiden und Christen auf das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt a. M. verfaßt habe, eines zu eigenem Kredit gedichtet, das so lautet:

Setzt mir nur immerzu ein Monument
In Düsseldorf am Rhein, still im Theater,
Daß nicht im Frei'n mich sieht ein Stadtratvater
Und sich erbost, daß man mich heut' noch kennt,
Und manches Mädchen noch für mich entbrennt.
Und er dann heimläuft, fauchend wie ein Kater,
Wild seine Wut ausspeit gleich einem Krater,
Und mich im Grab noch einen Lumpen nennt.
Drum laßt mich euer Bühnenhaus mitzieren
Und lauschen, wenn ihr gute Stücke spielt,
Was Kleist und Goethe einst wie ich gefühlt.
Doch müßt ihr, — denn auch dieses kann passieren! —
Schund geben, der dreist auf die Masse zielt,
So bitt' ich nur um eins: Schließt fest die Türen! —
Also sprach mit ironischem Lächeln Heinrich Heine.

Giuseppe Tornielli †.

„Der Graf G. Tornielli und die Gräfin Lydia Olga, geb. Rostopschin, geben sich die Ehre, für Montag, den 6. April, zum Abendessen einzuladen: Mr. Stephen Pichon, Staatsminister der Auswärtigen Angelegenheiten der Französischen Republik, Rt. Hon. Sir Francis Bertie, Botschafter Großbritanniens, Mr. J. Nelidow, Botschafter Rußlands, Mr. Dr. Hill, Botschafter der Vereinigten Staaten zu Berlin." — Welch merkwürdige Gesellschaft! Kaum hat der amerikanische Gelehrte Hill seine Studierstube verlassen und seinen Fuß auf den europäischen Kontinent gesetzt, so wird dieser neue Vertreter der nordamerikanischen Großmacht, vor dem Kaiser Wilhelm II. das vertrauliche Zufallswörtchen vom Werth persönlichen Reichtums beim Diplomatenhandwerk feierlich zurückgezogen hat, ganz unauffällig auch schon in eine Gesellschaft erklärter Deutschenfeinde gebracht.

„Da werde ich nach dem Rechten sehen!" meinte Freund Hein, der Vertreter der allerstärksten Großmacht auf Erden, und gab uneingeladen seine Visitenkarte in Nr. 73 der Rue de Grenelle zu Paris ab. Das Abendessen mußte in letzter Stunde abgesagt werden wegen Erkrankung des Hausherrn. „Es handelt sich nur um einen leichten Fall von Influenza, beileibe nichts Ernsthaftes," diagnostizierte der Botschaftarzt Dr. Guelpa; denn alle Botschaftärzte pflegen mit der Zeit sich durch den Umgang mit den Diplomaten zu Beschwichtigungshofräten zu entwickeln. Dabei war der erkrankte Botschafter schon rechtseitig gelähmt und der Sprache beraubt. Als das Ehepaar des Prinzen von Wales zum Besuche herbeieilte, lag der hochgewachsene und starknochige Mann aus dem piemontesischen Geschlecht der Grafen Tornielli von den Aerzten aufgegeben im Todeskampf. Zwei Tage später stand die Großnichte des Generals Rostopschin (der Napoleons I. glorreichen Siegeszug vom Niemen bis zur Moskwa durch die Verbrennung Moskaus in eine schreckliche Niederlage verwandelt hatte) als Witwe an der Bahre ihres italienischen Gatten; Graf Tornielli hat sein Leben auf 72 Jahre gebracht. —

Das erste größere Gesandtschaftsamt bekleidete der aus der Schule Massimos d'Azeglio stammende Diplomat in den achtziger Jahren in Bukarest. Zu jener Zeit bildete die Hauptstadt Rumäniens den Beobachtungsposten der Diplomatenzunft für die Vorgänge auf dem Balkan. Von der russischen Gesandtschaft gingen die Befehle und Anweisungen aus, wie, wo und wann die Revolutionen und Gegenrevolutionen auszubrechen hatten, um Bulgarien in Flammen zu stecken oder die griechischen und montenegrinischen Banden gegen die Kutzowalachen und Albanesen auszuspielen. Der Rubel reiste unaufhörlich. Damals bildeten für den moskowitischen Despotismus die blutigen Erhebungen einen Hauptausfuhrartikel. Jetzt hat er von dieser Stapelware Verwendung im eigenen Innern. Damals galt noch Bukarest allgemein als Durchgangsposten für begabte und scharfäugige Diplomaten. Für Oesterreich-Ungarn stand hier der Pole Agenor Goluchowsky, der sich mit Murats Nichte, einer Französin, vermählte und sich derart auszeichnete, daß er bald darauf zwölf Jahre lang als Kanzler den habsburgischen Donaustaat leitete. Auch der deutsche Gesandte, ein holsteinischer Landedelmann aus Klein-Flottbeck, der Anno 1886 die neapolitanische Fürstin v. Camporeale heiratete, hat es später zu etwas Tüchtigem gebracht, Bernhard v. Bülow. Graf Tornielli, der Anno 1879 die erste Gesandtschaft Italiens beim serbischen Königreich in Belgrad eingerichtet hatte, erlangte auf diesem wichtigen Späherposten die genaue Kenntnis der Balkanwirren, die mit der Niederlage des serbischen Feldzuges und der Verjagung des battenbergischen Fürsten Alexander aus Sofia begannen und heute den Frieden von ganz Europa bedrohen.

Zehn Jahre später schickte Francesco Crispi den kaltblütigen Skeptiker Tornielli von Madrid über London nach Paris. Zwischen Frankreich und Italien tobte damals der Zollkrieg, der Siziliens Weinbau beinahe tödlich getroffen hatte. Die Aufnahme des italienischen Ver-

treters an der Seine war frostig, um nicht zu sagen feindselig. Von Crispi argwöhnten nämlich die französischen Staatsmänner, daß er jeden Vorwand zur Herausforderung eines Krieges ausnützen werde, um die Heere Bismarcks über die Vogesen zu schicken. In jenen Tagen geschah es, daß der russische Botschafter Mohrenheim bei einem Empfang wenigen Eingeweihten die seltsame Formel der diplomatischen Kabbala vorwies: „1+1=3!“ Die Gräfin Tornielli, gleich den meisten Slawinnen aus gebildeten Ständen mit hervorragendem Sprachentalent, durchdringendem Verstand und feinster Charme begnadet, kann als die einzige Frau eines Dreibundsbeamten bezeichnet werden, welche am ersten jene dunkle Gleichung zu lösen verstand. Der Welt kam diese Formel erst dann zum Verständnis, als der Russenzar ein Jahr darauf den Präsidenten Felix Faure als seinen „Verbündeten“ begrüßte und ganz Frankreich aufjubelte, daß dieser Zweibund dem alten Dreibund militärisch gewachsen sei. Mit Italien freilich stand dieser Zweibund spottschlecht: Rußland versorgte den Negus Negesti, Menelik von Schoa, mit Waffen, Munition und Instruktionsoffizieren, und in der Provinz Tigre verstanden die französischen Lazzaristenmönche alle Verhältnisse der erythräischen Kolonie so vortrefflich auszukundschaften, daß die spätere Niederlage der italienischen Truppen bei Adua nur zu verständlich wurde. Italien sollte in Afrika derart schwer getroffen werden, daß seine Schwäche in Europa offenkundig wurde. Zu dieser überaus schwierigen Lage gesellte sich noch die „Affäre Alfred Dreyfus“. Die beiden Militärattachés von Schwarzkoppen und Panizzardi, zwei ganz besonders schlaue Kameraden, hatten nämlich beim Liebesmahl in einem Pariser Restaurant einen Obersten des russischen Generalstabs zuerst in Champagner und darauf in fünfzigjährigem Kognak so gründlich eingeweicht, daß sich ihm die Zunge löste, die dann allerhand Wissenswerthes über die neuesten Geschütze Frankreichs ausplauderte. Durch eine Verkettung unglücklicher Zufälle kam der israelitische Hauptmann Dreyfus in den Verdacht des Landesverraths und durch die Fälscherkünste der Obersten Esterhazy und Henry auf die Teufelsinsel. Die mannhafte Erklärung des Reichskanzlers Chlodwig von Hohenlohe, daß weder das Auswärtige Amt noch der Generalstab des Deutschen Heeres den Hauptmann Dreyfus kenne, fruchtete nichts: die Nationalisten, Klerikalen und Patrioten Frankreichs eröffneten unter einem Wuthgeheul ihren Feldzug gegen die Juden als Verräther. Die italienische Botschaft in Paris wurde zum Stichblatt der giftigsten Angriffe; denn zufällig atmeten gerade unterm dortigen Personal drei Juden: der Abtheilungschef Polacco und zwei Sekretäre. Mit großer Geduld ertrug der von Haus aus klerikal gesinnte Tornielli die gemeinen Angriffe des Antisemitenhäuptlings Drumont; nur auf ein amtliches Schriftstück, worin Panizzardis Glaubwürdigkeit als Offizier in Zweifel gezogen wurde, schrieb der kaltblütige Piemontese dem Minister Hanotaux einen Brief, der Hörner und Klauen und einen Feuerathem der Entrüstung spüren ließ. Einen schönen Erfolg stellte später der Abstecher des nach London zum Jubiläum der Königin Victoria reisenden italienischen Kronprinzenpaares nach Paris dar, zu einer Zeit also, da die Erinnerung an die Theilnahme des damaligen Kronprinzen an den Metzer Manövern noch frisch und blutig in den Gemüthern der Pariser Bevölkerung haftete.

Mit dem Regierungsantritt Victor Emanuels III. wird Graf Tornielli der persönliche Vertrauensmann des Königs in dem Bestreben, Italien politisch und ökonomisch von den Zentralmächten Europas unabhängig zu machen. Der neue französisch-italienische Handelsvertrag ist Torniellis Werk; der Besuch Emile Loubets und Theophile Delcassés im Frühjahr 1904 in der Ewigen Stadt der Triumph seiner Politik der intimsten Annäherung, die durch Abschluß der Verträge zwischen Delcassé auf der einen, Visconti-Venosta und Giulio Prinetti auf der andern Seite dokumentarisch zum Ausdruck kam. Im marokkanischen Konflikt konnte der Graf den Streittheilen Frankreich und Deutschland durch kluge Vermittlung manchen guten Dienst er-

weisen. An dem französisch-englisch-russischen Einvernehmen hat das Ehepaar Tornielli eifrig gearbeitet. —

Auf der Höhe zwischen Trecate und Novara, wo König Karl Albert am 24. März 1849 die vernichtende Niederlage durch Radetzki erlitt und in der darauffolgenden Nacht aus Verzweiflung abdankte, steht der Meierhof der Verzweiflung abdankte, steht der Meierhof der alteingesessenen Familie Tornielli-Brusati di Vergano mit einem bescheidenen Schlößlein, das erst eine Erweiterung erfuhr, als Giuseppe Torniellis Mutter aus dem Fürstengeschlecht der Gallarati-Scotti aus Bergamo den Reichthum in die piemontesische Adelsfamilie brachte. Dort, im Erbbegräbnis, wurde der letzte der Diplomaten aus der großen Zeit von Italiens Einigung beigesetzt; am gleichen Tage, an dem des Deutschen Reiches vierter Kanzler als Gast des italienischen Königs im Quirinal die locker gewordenen Bänder des Dreibundes fester zu knüpfen verstand. Sp. a.

Kriegsgesang.

Wir Deutschen sind der Erde Salz.
Wir schmieren uns're Flinte
im Parlament mit Redeschmalz,
im Preßbureau mit Tinte.
Gepanzert ist des Deutschen Faust,
nicht minder seine Schnauze,
und wer des Deutschen Leder laust,
bumbum! bähbäh! — den haut se.
Der Deutschen Faust ist dreigezackt,
ob's hagelt oder wettert.

Und wer uns in die Suppe — — spuckt,
der wird — bähbäh! — zerschmettert!
Steh'n wir allein? — Eh bien! Es sei!
Wir sind des Rufs gewärtig, —
mit Luxemburg und der Türkei
wird uns're Kunst noch fertig.
Drum deutscher Wähler tugendwert,
dein Herz sei nicht beklommen.
Das Pulver trocken, scharf das Schwert!
Sie sollen uns nur kommen!

J. Diot.

Politik und Börse.

Seit Bismarcks Regierungszeit hat die auswärtige Politik aufgehört, auf die deutschen Börsen maßgebenden Einfluß auszuüben. Wer noch in den achtziger Jahren sein Vermögen in Preußens konsolidierter Rente angelegt hatte, ward mehr von Unruhe geplagt, als heutzutage einer, der von den Dividenden der Harpener- oder Laurahüttengesellschaft die Bedürfnisse seines Lebens befriedigt. Die Zeiten haben sich vollständig geändert; das Schreckgespenst des Krieges, das früher in knappen Zeitabständen immer wieder aufzutauchen pflegte, scheint gebannt zu sein. Die langjährige Friedensdauer in Europa mag einen wesentlichen Anteil daran gehabt haben; sicherlich sind die Effektenbesitzer dadurch furchtloser geworden und lassen sich nicht mehr von einem beliebigen Zeitungsartikel zur Mobilisierung ihrer Anlagewerte bestimmen. Und mit einem gewissen Recht glaubt man nicht mehr an große, nach außen hin als solche erkennbare, politische Ereignisse, und weiß nur allzu gut, daß die Erfolge nicht auf den Schlachtfeldern geholt zu werden brauchen, sondern ohne Waffen- und Blutverschwendung in aller Stille ebensogut durch geschickte Diplomatie erreichbar sind.

Gerade deshalb aber müßte die Börse die Beurteilung der Politik von ganz anderen Gesichtspunkten aus vornehmen, als dies früher der Fall war. Wenn durch den Freundschaftsvertrag zweier Länder Deutschland geschädigt wird, können die Folgen schlimmer sein, als durch einen Krieg, der doch nicht einmal immer einen unglücklichen Verlauf zu nehmen braucht. Ist die systematische Isolierung Deutschlands nicht gefährlicher, als es der Krieg mit Frankreich im Jahre 1870 gewesen war? Die famose Marokkopolitik hat ihren Widerhall an den deutschen Börsen nur deshalb gefunden, weil

Frankreich gleichzeitig seine Guthaben bei unseren Großbanken zurückzog, und die Zinssätze daher von demselben Augenblick an eine scharf steigende Richtung verfolgten. Und würde sich Deutschlands Wirtschaftsleben nicht damals in der Art üppiger Kraftentfaltung befunden haben, so hätte die seit Dezennien ungeschickteste politische Haltung der deutschen Diplomatie wahrscheinlich in den Kursen überhaupt keinen Ausdruck gefunden. Und selbst die Tatsache, daß Deutschland während des Marokkozwistes mehrfach dicht vor einem Kriege stand, ging an der Börse spurlos vorüber. Denn hier glaubt man eben nur, was in Zeitungen steht (auch dann meist nur, wenn's aus offizieller Quelle stammt) und hat längst verlernt, mit weitem Blick selbst in noch sichtbarer Ferne wirkende Ereignisse zu werten. In den siebenziger und achtziger Jahren vermochte ein Artikel der „Kölnischen Zeitung", worin Frankreich unter gewissen Voraussetzungen mit dem Kriege gedroht wurde, Kursrückgänge von 10—20% hervorzurufen; im Zeitalter Bülows vermag die englisch-russische Einkreisung Deutschlands nur für drei Stunden lang eine leichte Abschwächung der Börsenpreise zu bewirken, und schon am nächsten Tage scheint wieder heller Sonnenschein, weil die „friedlichen" Reden der beiden Monarchen zu Reval die Furcht rasch wieder gebannt haben. Man braucht nur diesen Gegensatz hervortreten zu lassen, um die Veränderung der beiden grundlegenden Auffassungen zu illustrieren.

Die Beurteilung wichtiger politischer Vorgänge durch die Börse wirkt aber häufig auch geradezu komisch. Als wenn einfältige Kinder Politik machen wollen, so erscheint es uns, auf den ersten Blick betrachtet, wenn wir aus Zeitungsberichten lesen, daß ein einfacher, von gesellschaftlichen Formvorschriften bedingter Austausch von Höflichkeitsphrasen geeignet sein soll, ernste Männer über wesentliche Gefahren hinwegzutäuschen. Da muß man freilich in Betracht ziehen, daß diejenigen Momente, die als Grund einer Veränderung des Kursniveaus an der Börse angegeben werden (und von dort ihren Weg in die Zeitungen finden), in Wirklichkeit sehr häufig den am wenigsten bestimmenden Einfluß ausüben. In dem Maße, wie die eigentliche Spekulation sich von der Börse zurückgezogen hat, wie die Banken (die sich hinter den Kulissen halten) überragende Bedeutung erhalten haben, ist auch die Berichterstattung über den Börsenverkehr immer unzulänglicher geworden. Es ist eine deutliche Scheidung zwischen denjenigen Schichten eingetreten, die für die Gestaltung der Tendenz eine maßgebende Rolle spielen, und denen, die gewissermaßen als das Proletariat der Börse zu bezeichnen sind, die nichts weiter als die ausführenden Organe der Großen sind und in Wirklichkeit gar nicht einmal wissen, aus welchem Grunde sie den Auftrag haben, die Kurse herauf- oder herabzusetzen. Die Gründe für die Preisschwankungen werden dann von ihnen erst nachträglich zu finden gesucht, und das phantasievolle Gewebe einiger wenigen, mit den wirklichen Vorgängen gar nicht vertrauten Börsenbesucher wird am Abend den Effektenbesitzern gedruckt serviert. Die lesen, wie geringe Bedeutung die ihrer Ansicht nach so klugen Börsianer diesem oder jenem politischen Ereignis beigemessen haben, und nehmen's für bare Münze; wenn die Börse so wenig reagiert hat, muß es doch um die Dinge nicht gar so schlimm stehen. In Wirklichkeit aber haben sie nur die Ansichten einiger nichtswissenden Börsenmakler gelesen, die den fragenden Journalisten irgend etwas ins Ohr geflüstert haben, was sie sich nachträglich zur Erklärung einer Kursbewegung glaubten zurechtlegen zu müssen. Auch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wäre die Art unserer Berichterstattung über den Börsenverkehr reformbedürftig, und wenn wir eine demokratisch geschulte Aktionärmasse hätten, wäre eine Aenderung längst herbeigeführt worden.

In einer anderen Beziehung sind die Vorgänge der letzten Tage noch lehrreicher. Die Macht der Großbanken hat sich nicht bloß darin gezeigt, daß sie im Hintergrunde die wahre Börsentendenz bestimmen und so für den Außenstehenden ein ganz falsches Bild entwerfen, sondern auch darin, daß sie die eigentlichen Wirkungen eines Ereignisses zum Nutzen ihres eigenen Geschäftsvorteiles zu vertuschen vermögen. „Die Kaiserzusammenkunft in Reval ging an der Börse spurlos vorüber, und für die Aktien einiger Großbanken machte sich sogar lebhafteres Interesse bemerkbar"; so konnte man in den Börsenblättern lesen. In Wirklichkeit hat die Berliner Handelsgesellschaft wieder einmal einen ihrer famosen Schachzüge ausgeführt, die ihr von jeher reichlichen Gewinn gebracht haben. Die börsentechnisch geschickten Direktoren haben erkannt, daß die kleine Spekulation beim leisesten Lufthauch von oben gezwungen wäre, die (trotz dem neuen Börsengesetz) unbedeutenden Baissеengagements zu decken. Bei der Geringfügigkeit der Umsätze würden diese Käufe geeignet sein, (trotz Reval) die Tendenz zu befestigen. So werden einige Makler in die Märkte geschickt, um die Kurse in die Höhe zu treiben. Die Kulisse wird ängstlich, glaubt, daß wer weiß welche „tieferen" Ursachen die Käufe herbeiführten, und hilft den Großen beim Gelingen des Spiels. Die Befestigung der Börsentendenz lockt schließlich

einige dem Börsengetriebe fernstehende Spekulanten herbei; die Kurse steigen dann wieder 10%, und die Großbanken haben inzwischen nach den winzigen Käufen, die sie zum Schein an den Märkten vorgenommen haben, im geheimen ihre Bestände verkleinert. Die Methode ist nicht neu und hundertmal erörtert worden. Dennoch gelingt sie immer wieder, und fast klingt es schon banal, das rücksichtslose Treiben aufdecken zu wollen. Doch die Schäden, die für die Volkswirtschaft daraus erwachsen, sind so groß, daß man sich nicht mit einfacher Feststellung der Tatsachen begnügen darf. Eine Arbeiterfrau, die in strengem Winter aus Not ein paar Holzstücke aus dem Walde stiehlt, wird zu mehrwöchiger Gefängnisstrafe verurteilt; hier dürfen (unter dem Schutze der Gesetze) Millionäre fortgesetzt sich durch Vorspiegelung falscher, mindestens durch Verschweigung wahrer Tatsachen, Vermögensvorteile verschaffen, auf die sie einen rechtmäßigen Anspruch nicht haben: und kaum achtet überhaupt jemand ihres Treibens. Mag sein, daß die Beweise für eine strafrechtliche Verfolgung niemals zu erbringen sind; ist die Handlung darum zu billigen? Die Verwaltung des Bochumer Gußstahlvereins gibt in der Generalversammlung eine Erklärung über den Umfang der Geschäftstätigkeit ab, die von jedermann als Grund zu einer Erhöhung des Kurses betrachtet werden muß. Die tritt auch ein, und keiner der Direktoren und Mitglieder des Aufsichtsrats hält es für ratsam, öffentlich zu erklären: „Treibt den Kurs nicht mit falscher Begründung; ihr habt unsere Zukunftsprognose mißverstanden". Plötzlich, nach einer Steigerung um 20%, kurz bevor der Tag des Geschäftsabschlusses naht (und sich ein Dividendenrückgang nicht mehr verheimlichen läßt), wird die Erklärung abgegeben. Klare Worte werden umgedeutet; was deutlich gesagt war, als Mißverständnis bezeichnet. Hier ist die Sprache, nach Talleyrands Wort, nicht bloß dazu erfunden, die Gedanken zu verbergen, sondern sogar im Hirn des Hörers die gegenteilige Ansicht hervorzurufen. Da die Direktion des Bochumer Gußstahlvereins die wahren Tatsachen gekannt haben muß, kann sie nur absichtliche Irreführung beabsichtigt haben; daß sich die Sprechenden selbst einen Vermögensvorteil verschaffen wollten, ist nicht zu erweisen, doch sehr leicht, daß sie den ihnen nahestehenden Emissionsbanken genutzt haben.

Ein anderes Beispiel. Weil die Berliner Handelsgesellschaft die Aktien der Metallwarenfabrik Julius Pintsch an die Börse bringen will, wird der Kurs der Handelsanteile in die Höhe getrieben. Es wird, durch künstlich erzeugte Nachfrage, der Irrglaube erweckt, daß diese Emission als besonders günstig angesehen werde. Manch einer kauft sich daraufhin die so rege begehrten Aktien. In Wirklichkeit trifft nur das eine zu, daß das Emissionshaus froh ist, die so lange nicht börsenfähigen Aktien endlich anbringen zu können. Ist die Emission erst einmal geglückt, so kümmert sich vielleicht niemand mehr um den Markt. Nur die Käufer sind um eine Erfahrung reicher, in ihrem Vermögen aber ärmer geworden. In einer Zeit, wo sich täglich die Lage der Industrie verschlechtert, wo die Verhältnisse am Eisenmarkt (die Auflösung der Roheisensyndikate beweist es von neuem) sich schärfer zuspitzen, ist's gewissenlos, neue Emissionen industrieller Werte vorzunehmen. Das muß deutlich ausgesprochen und gleichzeitig daran erinnert werden, daß die Berliner Handelsgesellschaft eben erst durch ihre Kurstreiberei der Elektrizitätsaktien (kurz vor den Kapitalserhöhungen) eine sehr häßliche Probe ihrer Börsenmanipulationen geliefert hat.

Solange nicht mit aller Schärfe auf solche Vorkommnisse hingewiesen wird, wird der Unfug nicht aufhören. Die Börsenpresse schweigt; wie immer. Um so notwendiger ist's für jeden Unabhängigen, durch Aufklärung unwissender Bevölkerungsschichten sein Scherflein beizutragen, um diese das Volkswohl andauernd schädigende Börsenpolitik zu durchkreuzen.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 10; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lemétstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesst, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Geschäftliches.

Von Etappe zu Etappe steigerten sich auf der eben zu Ende gegangenen Prinz-Heinrich-Fahrt die Worte der Anerkennung und Bewunderung seitens der Fahrer für Peters Union Ledergleitschutz-Reifen. Wenn jemand noch darüber im Zweifel war, so haben diese Reifen jetzt aufs neue bewiesen, daß sie den größten Anforderungen in bezug auf Lebensdauer und Zuverlässigkeit gewachsen sind, haben sie doch die ca. 2200 km lange Strecke hinter sich gebracht, ohne die Fahrer zum Auswechseln zu zwingen. Was dies heißen will, wird selbst der Laie ermessen können, wenn er die Länge der Strecke in Betracht zieht und die Beschaffenheit der Straßen, welche mitunter viel zu wünschen übrig ließ.